Auswahl

aus

Fanny Tarnow's

Schriften.

Zweiter Band.

Leipzig, 1830.
Verlag von Carl Focke.

Inhalt.

Erinnerungen aus Graf Guſtavs Jugendleben.

Kleopatra, Königin von Aegypten. Eine Skizze.

Amala.

Erinnerungen

aus

Graf Guſtavs Jugendleben.

(Geſchrieben im Jahr 1811.)

Erſter Brief.

Ich ſchreibe Dir, im Begriff St. zu verlaſſen und eine Reiſe nach den Gütern zu machen, die der Kaiſer meinem Vater bei ſeinem Abgang von P. geſchenkt hat. Dieſe Reiſe kommt mir ſehr gelegen. Meine Seele iſt in dem Strudel von Vergnügen und Genuß matt und ſchal geworden, in den ich mich während der zweijährigen Abweſenheit meines Vaters geſtürzt habe, und der mit einem großen Theil meines Vermögens auch meinem Gemüthe ſeine Jugendblüthe und Friſche geraubt hat. Strudel des Vergnügens und des Genuſſes? — wie ſinnlos gebraucht der Menſch doch noch oft die gewohnten Worte, wenn gleich mit der Empfindung, die ſie einſt belebte, ihre Bedeutung längſt erſtorben

iſt! — Nicht eine herzerfreuende Erinnerung vermag ich aus dieſer langen Zeit aufzuweiſen, nicht eine Stunde, deren Bild ich für immer weilen heißen möchte! Du hatteſt wohl Recht, mein Leo, in der treuen Sorge um mich, die Dein letzter Brief ſo liebevoll ausſpricht, und tief haben mich die Erinnerungen an Stawangar — an ſeine ſtillen Felſenthäler — an die Züge kräftiger, reiner Menſchennatur, die uns in ihnen das Herz erfriſchten — an meine Mutter, meine Schweſter — an meine frühern Jünglingsträume, die Du mir zurück rufſt, ergriffen und ein nie ganz erloſchnes Ahnen in mir wieder erweckt. O hätte ich bei meinem Eintritt in die Welt das Weib gefunden, das ich früher, im Feuer der Jugend und in der erſten Begeiſterung des Herzens, ſo ſicher war, im Leben anzutreffen! Unwiederbringlich riß aber das Schickſal den Augenblick hinweg, wo die Liebe mein Daſein zu adeln und zu geſtalten vermochte. Die üppige Frivolität des hieſigen Lebens ergriff mich, und das Geſchlecht, das der Jüngling einſt vergötterte, erniedrigte ſich ſelbſt zum Spielwerk des Mannes. Meine Reiſen, und die genaue Bekanntſchaft mit den Verhältniſſen der großen Welt, die bei meiner

Beſtimmung zum Diplomatiker der Hauptzweck derſelben war, flachten meine Empfindung, und mit ihr meinen Charakter ab. Ich ſtand allein; mein Vater, mein edler, gütiger Vater, war fern — Du auch — meine Schweſter? — Leo, Feodore iſt ein großes, ein ſeltenes Weib; aber wie unähnlich iſt ſie der ſtillen Jungfrau geworden, die Du einſt liebteſt! Sie durfte dieſe Liebe nicht erwiedern, und ſo ward die Richtung ihres Lebens ganz geiſtig. Ihr Einfluß erſtreckt ſich weit über die Grenzen gewöhnlicher Weiberthätigkeit, und ihre Rolle am hieſigen Hofe iſt eine der bedeutendſten; ſie und ihr Mann ſind Freunde geworden, im eigenſten Sinn des Wortes — ſtolz, feſt und groß ragt ſie unter ihrem Geſchlecht hervor, doch der Zauber der Weiblichkeit und der Liebe fehlt ihr, und was kann ein Weib noch unſerm Herzen ſein, wenn das ihre dem Kopfe unterthan geworden iſt? Nie hätte ſie, die Stolze, dem Bruder und dem Mann eine Bedürftigkeit des Herzens verziehen, die ſie ſelbſt als Schwäche beſiegt hatte. So ſtand ich alſo allein. Meine Lage verſetzte mich in die Mitte von Allem, was unſer Vaterland Schönes und Glänzendes aufzuweiſen hat, und Glück und Gunſt vereinigten ſich,

mich in einen Traum einzuwiegen, der mein Daſein ſüß, ſchnell und ſpurlos, wie ein Kuß, mit ſich fortführte. Ich war jung und kühn genug, mich über Manches wegzuſetzen, was in einer beſchränkten Lage kleinmüthig und kraftlos macht, und meine jugendliche, friſche Lebensluſt und Lebensüppigkeit ward mir, ſelbſt von ſtrengen Cenſoren der Sitte, als etwas nachgeſehen, das meinen Stand und mein Alter ſehr gut kleidete. Noch nicht 18 Jahr alt, war ich ſchon Major und Kammerherr; mein Ehrgeiz, dieſer kalt brennende Geiſt, begann ſein Spiel. Du kennſt ja unſern Hof und die hohe geiſtige und verführeriſche Bildung, die die Weiber hier auszeichnet, und ihnen auf alle Geſchäfte ſo bedeutenden Einfluß verſchafft. Was Wunder alſo, daß ich mich ihrem Dienſt faſt ausſchließlich ergab, da ihre Gunſt mir eine glänzende Laufbahn öffnete und die Schwierigkeiten derſelben ebnete. Im Laufe weniger Jahre erhielt ich ein Regiment, mehrere Orden, und ward zum Oberadjutanten des Königs ernannt. Das Alles wirkte auf mich, wie ein Rauſch, und auch noch iſt der Fortgang auf dieſer Bahn das Einzige, für das ich Intereſſe bewahre. Alles Andere hatte ich bald bis zum Widerwillen ausgekoſtet.

Ueberſättigt von Genüſſen, die ich doch nicht geneigt war, aufzugeben, matt und ſchal und verdroſſen in Allem, was ich that und wollte und wünſchte, ſtürzte ich mich immer tiefer in dieſe Lebensweiſe, ohne daß mich das Gefühl üppig kräftigen Jugendgenuſſes mehr für die nüchternen Stunden deſſelben entſchädigte. Vergeblich ſtrebte mein Geiſt, den eitlen Sinnenrauſch durch Verfeinerung und Abenteuerlichkeit zu würzen; nie gelang es dieſen Weibern, nie mir ſelbſt, mein Herz in's Spiel zu bringen. Immer und ewig hatte ich nur die Reizbarkeit der Leidenſchaftlichkeit, da mir der Gegenſtand fehlte, der meinem Gefühl Seele einzuhauchen vermochte.

So, im Innerſten kalt und todt, traf mich die Erſcheinung der ſchönen Roſa Collinet, die als erſte Tänzerin auf unſerm Theater auftrat. Sage nicht, daß ich ſie geliebt habe — ich bin ein Unſinniger, ein raſender Thor geweſen; aber, bei dem Andenken meiner Mutter, keine Liebe zu dem verführeriſchen Geſchöpf hat mein Herz entweiht, ſo groß auch die Gewalt war, die ſie über mich zu gewinnen wußte; eine Gewalt, verderblicher und unwiderſtehlicher, wie ſie je ein andres Weib über mich gehabt hat. Friſch wie Hebe; blühend, wie

die ſüßlächelndſte der Grazien, trat ſie auf, und eroberte Alles, was durch Jugend und Reichthum um ſie werben zu dürfen glaubte. Auch lag für mich ihr gefährlichſter Zauber in dem Beifall, den man ihr allgemein zollte. Dieſer Enthuſiasmus, den ihre Erſcheinung jedesmal erregte, dieſe anſtekende Trunkenheit, dies jubelnde Beifallrufen, berauſchten mich. Es war doch Affect und erhöhtes Lebensgefühl, wenn mir dann das Herz klopfte, und ich des Neides aller dieſer Tauſende gewiß, als Beſitzer des ſchönen Geſchöpfs, mit einſtimmen konnte in dieſen lauten Jubel.

Ich machte für ſie und um ihretwillen raſenden Aufwand. Mein Schwager ſprach mit mir, meine Schweſter; es erſchien mir, als wolle man mich bevormunden, und wie ein eitler, unmündiger Knabe, war die Verdoppelung meines Aufwandes meine ganze Antwort.

Da traf mich die Nachricht von der bevorſtehenden Rückkunft meines Vaters. Im Innerſten meiner Seele erröthete ich in brennender Scham, vor ihm erſcheinen zu ſollen; aber dies Gefühl der Schuld wurde in mir zum hartnäckigen Trotz. Zu feige, das Beſſere zu thun, beſchloß ich feſt, Roſa

nicht fahren zu laſſen, durchaus nicht, und um keinen Preis.

Er kam. Einen ſtrengen Richter hatte ich zu finden erwartet und ich fand einen Vater. Mit voller Wärme ſeines Herzens umarmte er mich; kein Blick, kein Wort, keine Anſpielung berührte die wunde Stelle. Er war nur Güte und Liebe, nur Freude, ſich wieder im Kreiſe ſeiner Kinder zu ſehen. O wie oft zog es mich zu ihm hin, ihm Alles zu geſtehen, ſeine Verzeihung zu erbitten, und ihm zu ſagen, wie ſehr mein Herz ihrer bedürfe; aber der Unglaube an mich ſelbſt hielt mich zurück.

Am Morgen des neunten Tages ließ er mir ſagen, zu ihm zu kommen. Ich habe Dich rufen laſſen, lieber Guſtav, ſagte er mir bei meinem Eintritt, um mit Dir als Sohn und als Freund eine Angelegenheit in Rath zu ſtellen, die ich mir nicht allein zu entſcheiden getraue. Du weißt, daß mir der Kaiſer die Güter des Staroſten N. geſchenkt hat: ſie ſind ſo beträchtlich, daß ſie Dein übriges Erbe mehr als verdoppeln. Viele der angeſehenſten *—ſchen Großen haben ſich auf ähnliche Art bereichert, doch in mir iſt ein reges Widerſtreben, mir das Eigenthum eines Andern, deſſen ihn die Ge-

walt der Willkür beraubte, anzueignen. R. war einer der tapferſten und gerechteſten Vertheidiger ſeines Vaterlandes; bei der Zerſtückelung deſſelben ward er geächtet, ſeine Güter eingezogen, und alle Bemühungen, Kunde von ſeinem jetzigen Aufenthalt einzuziehen, ſind vergeblich geweſen. Man vermuthet, daß er nach Amerika gegangen iſt. Kramenskoy, das Stammſchloß ſeiner Familie, das Erbe ſeiner Ahnen, iſt jetzt mit allen ſeinen Beſitzungen mein. Ich bin ein alter Mann, der wenig mehr bedarf und wenig mehr zu gebrauchen weiß. Du biſt jung, lebensluſtig und ehrgeizig — leicht möglich alſo, daß Du den Werth dieſes Reichthums höher und anders anſchlägſt, wie ich, und darum halte ich es für billig, Dir die Entſcheidung über ſeine Rechtmäßigkeit und ſeine Verwendung zu überlaſſen."

„Und könnten Sie, mein Vater, Ihren Sohn ſo gering achten, hier bei ihm die Möglichkeit einer von der Ihrigen verſchiedenen Meinung anzunehmen! Verflucht ſei die Hand, die nach dem Beſitzthum dieſes Mannes griffe! — R—s Aufenthalt kann nicht immer unbekannt bleiben, wir erforſchen ihn, und der Ertrag der Güter komme dann in ſeine Hände, bis es der Wechſel der Zeit erlaubt, den

edlen Mann ſelbſt wieder in ſein Eigenthum einfüh-
ren zu dürfen.“

Mein Vater ſah mich hier lange und ernſthaft an. „Weißt Du auch, Guſtav,“ hob er dann an, „was Du von Dir weiſeſt? Mein Aufenthalt in P. iſt ſehr koſtbar geweſen, und ich habe in meiner dortigen Lage dem Vaterlande einen beträchtlichen Theil meines Vermögens opfern müſſen. Haſt Du auch wohl bedacht, welche Mittel Dir dieſer Reichthum bieten würde, Alles zu erlangen, was dem Ehrgeiz und den Sinnen des Jünglings zu ſchmeicheln vermag.“

„So ſei der Augenblick der letzte meines Lebens, und auf ewig verlöſche in ihm mein Name, wo der Wunſch in meine Seele kommt, anders entſchieden zu haben. Auch unſer Geſchlecht gab ſeinem Lande Helden und kühne Vertheidiger ſeiner Freiheit; auch uns iſt ſeit Jahrhunderten die Ehre das höchſte und das heiligſte Geſetz, und ich ſollte nun von der frommen Rechtlichkeit der Vorfahren ſo weit abweichen, mich von einem fremden Fürſten mit dem Eigenthum eines Andern belohnen zu laſſen, deſſen ganzes Verbrechen freier Kampf in offener Feldſchlacht für das heilige Palladium der

Selbſtſtändigkeit ſeines Volkes war! Nein, und wenn alle Völker feige Knechte werden, ſo muß der Schwede doch nicht verlernen, zu fühlen, was er der Ehre und dem unveräußerlichſten aller Menſchenrechte ſchuldig iſt."

Ich war in Zorn und Unmuth hell entbrannt. Mein Vater reichte mir mit würdevoller Milde die Hand: „Ich bin mit Dir zufrieden, mein Sohn, und es bleibt bei der Entſcheidung. Nun noch Eines. Du haſt Schulden, deren Bezahlung Dir, ſo lange ich lebe, ſchwer fallen muß, und die ſich doch, jetzt nicht getilgt, auf eine lange Zukunft hinaus, wie Blei an Dich hängen würden. Hier ſind Deine ausgeſtellten Wechſel zurück, und dieſe Bankzettel werden, wie ich glaube, hinreichen, die übrigen zu decken. Sie ſind die Pfandſumme für Stawangar, das einzige meiner Güter, über das ich zu ſolchem Behuf frei verfügen konnte." Ein Zug leiſer Wehmuth flog bei Nennung dieſes Gutes über ſein Geſicht. Stawangar, der Lieblingsſitz meiner Mutter, der Ort, wo mein Vater ſie kennen lernte, ſie, die um dem Vaterlande den Frieden zu erhalten, die Hand ihres Königs ausſchlug und ſich in hoher Treue meinem großherzigen Vater ergab. Stawan-

gar, wo meine Eltern in ſtiller Verborgenheit zehn glückliche Jahre lebten, wo meine Schweſter und ich geboren wurden. —

Erſchüttert warf ich mich in ſeine Arme. „O mein Vater, welch ein Opfer haben Sie der unverzeihlichen Thorheit Ihres Sohnes gebracht! Nie kann, nie werde ich es annehmen!“

„Sobald Du dieſe Thorheit fühlſt, iſt es ſchon vergolten. Ich kenne Dich, Guſtav, ich weiß, wie gefährlich Dir der leidenſchaftliche Flug Deines Gemüthes werden kann; aber ich vertraue Dir. Dieſe Nachgiebigkeit gegen die ſeit einiger Zeit Deiner moraliſchen Kraft übermächtig gewordenen Neigungen des Welt- und Lebensmannes wird ſich bald wieder aus Deinem Charakter verlieren, da die Laſter deſſelben Deiner innerſten Natur fremd und zuwider ſind. Der Sohn einer Mutter, wie die Deinige es war, kann nie zu fühlen verlernen, daß Treue, wahre Liebe, Ehre und die ſtrengſte Rechtlichkeit die Beſtandtheile jedes ſeiner würdigen Glückes bleiben müſſen.“

Ich verließ ihn, und mein erſter Gang war zu Roſa, mit ihr zu brechen. Die Gewißheit, meine Stelle gleich wieder beſetzen zu können, erleichterte

es mir, bei ihr unſer Verhältniß zu löſen. Ueberhaupt gelang es mir, mich aus dem kreiſenden Strudel meines wüſten Lebens herauszureißen; aber ich fühlte nun auch, wie meine Seele matt geworden war, und mein Geiſt ſeine Schwungkraft verloren hatte. Höchſt willkommen iſt mir daher der Auftrag meines Vaters, nach P. zu gehen, und wegen R—s Gütern die nöthigen Anſtalten zu treffen. Ich habe auf ſechs Monate Urlaub erhalten, und bitte Dich, mir Deine Briefe nach Schloß Kramenskoy zu ſenden, wo ich den größten Theil dieſer Zeit zuzubringen gedenke.

Zweiter Brief.

Es war gegen Abend, als ich das Schloß Kramenskoy erblickte, das, vom Abendroth beleuchtet, mit ſeinen grau bemoſ'ten Thürmen, in ehrfurchtgebietender Alterthümlichkeit vom Berge herab auf das freundliche Thal niederſchaute. Die Zugbrücke fiel —

die öde Stille, die in den weiten Hallen und lange nicht beſuchten Gemächern lag, ward durch den Ruf meiner Leute unterbrochen, die die Ankunft des neuen Herrn verkündigten und den Caſtellan herbeiriefen, mir die Zimmer zu öffnen. Ein Greis wankte langſam mit dem großen eiſernen Schlüſſelbund hervor. Stumm begrüßte er mich, und kaum verhaltener Unmuth funkelte in den tief eingeſunkenen Augen, als er den Blick auf mich richtete, in dem er den Uſurpator des Vermögens ſeines rechtmäßigen Gebieters haßte. Mir war zu Sinn, als trete ich in ein Grabgewölbe. Feſt in meinen Mantel eingewickelt, folgte ich dem [illegible] mich in ein wei[illegible], mit blitzendem Waffengeſchmeide ausgeziertes Gemach führte, das mir die ehemalige Hoheit und Pracht der Beſitzer verkündigte. Die Abendſonne brannte noch durch die faltenreich verhängten Fenſter, während es im Hintergrunde ſchon dunkelte. Ich entließ meinen Führer, und gab mich im Schweigen dieſer ernſt feierlichen Einſamkeit den Eindrücken hin, die meine Seele feſt zu faſſen und zu halten ſtrebte. Glaube mir, Leo, wir haben in der Ferne das Wollen dieſes Volkes zu wenig verſtanden, ſeinen Kampf zu kalt gewürdigt. Hier, auf dieſem

Boden, wo Männer bluteten, Männer in der edelſten Bedeutung des Wortes, erglüht meine Seele in reger Theilnahme an dem Kampf, den ſie kämpften, und fühlt die Flamme gleicher Sinnesweiſe hoch in ſich auflodern. — Gibt es denn auch etwas Höheres im Leben, als dieſen Heiligenſchein, der auf den Thaten und dem Willen eines für ſeine Freiheit kämpfenden Volkes ruht?

Viel und oft habe ich bisher nach R. und ſeinem jetzigen Geſchick geforſcht. Die Art, wie ich fragte, gewann mir Zutrauen, vorzüglich bei den Jünglingen dieſes Volkes, die ſich von mir verſtanden fühlten. [illegible] doch ja nicht, daß dieſe Nation beſiegt iſt; für den Augenblick, [illegible] auch nur für dieſen, iſt ſie unterjocht; doch die Flamme des gerechteſten, unvergänglichen Haſſes glüht in allen dieſen Herzen, und er wird ihnen erſcheinen, der Tag der heiligen Rache! Die Namen der für das Vaterland gefallenen Helden ſind das Heiligthum ihres Volkes geworden, und ihren blutigen Schatten werden die Sühnopfer nicht immer fehlen. R—s Name ſtrahlt hell unter ihnen hervor. Seine vier hoffnungsvollen Söhne fielen ſchon im Beginn des Kampfes; von einer ſchweren Krankheit nur erſt

halb geneſen, ſtellte ſich der Vater nun ſelbſt an die Spitze des Corps, das er geſammelt, ſeine Söhne befehligt hatten. Siegreich in mehreren Gefechten, erlag es endlich der Uebermacht, es mußte weichen, und der edle Führer ward gefangen. Von dem ganzen Heldenſtamm war nun nur noch eine Tochter übrig, aber der Muth ihres alten, erlauchten Geſchlechts lebte auch in der Bruſt der Jungfrau. Stephanie R. ſammelte die zerſtreuete Schar, führte ſie noch einmal gegen den Feind, und befreiete ihren Vater. Bald darauf kam aber der Tag, wo Kosciusko fallend das Schickſal ſeines Vaterlandes ausſprach: es war geweſen! — R. ward geächtet, ſein Vaterland zerſtückelt, ſeine Güter eingezogen. Ihm blieb von ſo großem Beſitzthume nicht ein Stein, auf dem ſein wundes Haupt ruhen konnte. — Von Allen verlaſſen, nur von ſeiner Tochter begleitet, wanderte er aus.

Leo, was muß er empfunden haben, als er über die Grenze ſeines Vaterlandes ſchritt! Ich weiß nicht, wo er weilt, und alle meine Bemühungen, es zu erfahren, ſind vergeblich; vielleicht hat er ſich ſchon, wie Arabiens berühmter Wundervogel, ſein Grab ſelbſt bereitet; aber ehren will ich den

edlen Mann in dem Unterpfande, das mir zur Bewahrung für ihn anvertraut iſt. Keine fremde Hand greife frevelnd in ſein Eigenthum, und ſtille Trauer walte in dieſem Hauſe, bis einſt mit ihm die Freude wieder darin einzieht.

Es waren Menſchen hierher geſandt worden, die ſich in ihrem elenden Wahn dem neuen Herrn nicht beſſer empfehlen zu können glaubten, als wenn ſie das Andenken des alten Beſitzers zu ſchmähen und die Spuren ſeines Waltens ſo viel als möglich zu vertilgen ſuchten. Ich habe ſie Alle entfernt, und der Anleitung des alten Caſtellans zu Folge, deſſen anfänglich gegen mich gehegten Haß meine Ehrfurcht für R—s Andenken in Zuneigung verwandelt hat, Alles hergeſtellt, wie es früher war. Die alten Diener des Hauſes ſind wieder geſammelt und in ihren Dienſt eingeſetzt; der Gottesdienſt in der Capelle, wo Stephaniens Mutter ruht, wird wieder gefeiert; die frommen Spenden, die die edle Jungfrau an gewiſſen Tagen vertheilte, ſind verdoppelt, und im dunkelſten Theil des Gartens erhebt ſich ein einfaches, aber deutungsvolles Monument für ihre gefallenen Brüder. Du glaubſt nicht, wie lebendig oft das Bild der Heldin vor mir ſteht, deren küh-

ner Muth und edle Hochherzigkeit wohl manchen Mann beſchämen. Von ihrer ganz unvergleichlichen Schöne ſprechen alle Männer des Landes mit Entzücken, und bei jedem Gelag iſt noch ihr Name die Loſung zum lauten, feiernden Jubel. In keinem Lande wird aber auch das Weib ſo vergöttert, als in dieſem, wo auf eine mir ganz neue Weiſe der Gedanke von Ehre und Ruhm nur unter dem Bilde der Liebe wirkt, und die edelſten Männer den Werth ihrer Thaten nach Weiberbeifall abwägen.

Lebe wohl, mein Freund. Bald werde ich auf meine Rückreiſe denken müſſen, und ich denke gern daran, da mir hier, unter dieſen Umgebungen, aus der Nichtigkeit meines vormaligen Strebens, ein edlerer Beruf, in würdiger Kraft, friſchblühend aufgegangen iſt.

Dritter Brief.

Die Nachricht meiner Verlobung hat Dich befremdend überraſcht? Iſt es mir doch auch noch

zuweilen ſonderbar, wenn ich mich dem ſchönen, geiſtreichen, witzigen Geſchöpfe gegenüber ſehe, mit ihr ſcherze, lache, lieble, plaudere, und es mich dann auf einmal überfällt, daß ſie mein werden ſoll, mein Weib, mein Eigenſtes und Theuerſtes auf Erden! — Ach, Leo, im Begriff auf immer von mir zu ſcheiden, erwachen ſie noch einmal wieder, jene Träume, von wahrer, heißer, den Tod und das Leben beſiegender Liebe, und mich dünkt, ich wolle Alles darum geben, meine ſchöne Braut mit, wenn ſie mir je mehr als Träume geworden wären. Dann aber ſchelte ich mich, und ſage mir ſtrenge und ernſt, wie ein ſolches idealiſches Streben und Sehnen nach dem Unmöglichen und Unerreichbaren den Mann erniedrigt, und ſeine Kraft in weibiſche Bedürftigkeit und Schwäche auflöſt. Die Liebe iſt ihrer Natur nach keine Leidenſchaft, und wir thun ihr und uns Gewalt an, wenn wir ſie dazu erheben. Treue und Beſtändigkeit ſind bei beiden Geſchlechtern nur ein Werk der Gewohnheit oder der Vernunft, aber nie der Empfindung. Wenn der Zufall ſich nicht zu feindlich in's Spiel miſcht, ſo können Pflicht und Ehre einen Mann treu erhalten; doch ſein Herz wird ſtets mit dem Reiz der Neuheit

und dem Bedürfniß der Abwechſelung ſchwer zu kämpfen haben. Auch ich bin wohl eher recht heiß, recht jugendlich verliebt geweſen, und ſo lächerlich ich mir auch jetzt ſelbſt in der hochttrabenden und ungeheuern Zärtlichkeit erſcheine, mit der ich mich bei meinem Eintritt in die Welt den Weibern näherte, ſo geſtehe ich doch frei, daß ich gar nicht gelebt haben möchte, oder noch leben möchte, wenn es keine Weiber gäbe. Alle Verhältniſſe zu ihnen gehen freilich denſelben Gang und nehmen daſſelbe Ende: man kann beinahe immer auf Tag und Stunde voraus ſagen, wie es kommen wird, aber es kommt doch immer etwas Hübſches, und dieſe Liebesverſtändniſſe mit artigen, fein gebildeten Frauen entwickeln in unſerer Seele ein Zartgefühl, das ſich ſelbſt vor der Ausartung dieſes geiſtig gewürzten Rauſches ſchützt. Der Beſitz entblättert indeſſen doch unvermeidlich die Blüthe dieſes Genuſſes, und wie man ſich auch ſträubt, den allmähligen Uebergang von Entzücken zu Lauheit — Vernachläſſigung — Zänkereien — Ueberdruß und Vergeſſenheit kann man nicht entgehen. Iſt nun gleich dieſe Wankelmüthigkeit und eitle Flüchtigkeit in den Verhältniſſen zum weiblichen Geſchlechte gerade keine Tugend, ſo verträgt ſie ſich doch

mit allen andern und thut der Freundestreue, der Ehre und der feſten Rechtlichkeit in der Seele des Mannes keinen Eintrag; ſie kräftigt ſie vielmehr, denn, um im ganzen Sinne des Wortes ein Mann zu werden und zu bleiben, müſſen einem die Weiber wohl nie mehr gelten als liebenswürdige Kinder, mit denen man ſich die Zeit vertreibt, ohne daß Einen ihre Unarten ernſtlich böſe machen. Jede ernſtere Beziehung zu ihnen führt da, wo es im Leben Männerthat und Männerwillen gilt, leicht zur Verweichlichung.

Freilich ſage ich mir auch zuweilen, daß ich eigentlich nur zwei Claſſen von Frauen kenne, und daß das menſchliche Herz vielleicht mir unbekannt gebliebene Geheimniſſe des Glückes und der Treue hat. Vielleicht hat die Einfalt der unverkünſtelten Unſchuld Reize, die alle Künſteleien der geiſtreichen Coquetterie unſerer vornehmen Damen übertreffen. Was könnte mir aber ſelbſt die Liebe ſein und gelten, wenn ſie mir geiſtlos erſchiene? und wie kann ſich in einem Weibe Unſchuld und Einfalt mit der vielſeitigen Bildung und dem ſelbſtſtändigen Ideenreichthum vereinen, die ich durchaus bei einem Weibe finden muß, das ich zu feſſeln vermag? Das Eine

macht das Andere unmöglich, und es iſt gut ſo, Leo, wenigſtens für mich, der ich, wie ich glaube, in unendlicher Leidenſchaft aufzulodern vermöchte, würde ihre Flamme je in mir angefacht. Ich habe mit den Frauen viel verkehrt und viel Liebes und Freundliches von ihnen genoſſen — daher werde ich ſie nie ſchmähen; aber fragen muß ich Dich: warum fehlt den Unbeſcholtenen faſt immer jene Anmuth, jener verführeriſche Zauber, jene Leichtigkeit des Ausdrucks, jener neckende grazienvolle Muthwille, die man bei den Frauen antrifft, die unſerm Geſchlecht viel Gewalt über ſich und ihr Leben eingeräumt haben? Liegt nicht in den dadurch herbeigeführten Schwächen ein Zauber der Weiblichkeit, deſſen ein Weib zur Ausbildung ihres Geiſtes und zur Entwickelung ihres Gefühls nicht entbehren kann, wenn ſie in der reizendſten Bedeutung des Wortes ganz Weib ſein will? — Was kann ſie denn gedacht haben, wenn ſie nicht geliebt hat? welche Menſchenkenntniß kann ſie beſitzen, wenn ſie nicht im Mann ſich und ſein Geſchlecht kennen und begreifen gelernt hat? — Was ich ſo von Tugendheldinnen habe kennen lernen, eignete ſich recht gut, ein Häuflein Kinder zur Welt zu bringen und den Haushalt zu führen;

aber noch fand ich keine darunter, die mir als Gattin Erhöhung und Verfeinerung des Lebensgenuſſes zu gewähren, mein Herz auf die Dauer zu feſſeln, meinen Geiſt im anmuthigen Wechſel von Scherz und Ernſt zu beſchäftigen vermocht hätte. Oft habe ich dies in Unmuth, oft in zürnender Wehmuth gefühlt, wenn ſich mein Herz von ſolchen Frauen in widriger Erkältung abwandte und mein Verſtand mir dann demonſtrirte, daß die Ehe, wie jedes andere bürgerliche Verhältniß, ruhige Beſonnenheit und kühle Berechnung fordere, und ich mich von den romanhaften Ideen entwöhnen müſſe, ſie als ein großes, leidenſchaftliches Intereſſe im Gehalt meines Lebens aufnehmen zu wollen.

Mein Vater wünſchte mich verheirathet zu ſehen. Ich war nicht dafür und nicht dagegen, und beſchauete mir mit ruhigem Gleichmuth die Töchter des Landes, als Laura Silverhjelm bei Hofe erſchien. Ihr Vater war einer der treueſten Anhänger des verſtorbenen Königs, deſſen Sohn jetzt der Tochter vergelten wollte, was ihr Vater dem ſeinen geweſen war. Sie iſt ſchön, ihr Geiſt iſt hell und glänzend, ihr Witz ſcharf und treffend, und da man allgemein wußte, der König wünſche ſie anſtändig zu

verheirathen, und ſei Willens, viel für ſie zu thun, ſo ſammelte ſich bald eine Schar Bewerber um ſie her. Ich beſchäftigte mich viel mit ihr, da ſie ſchon durch ſich ſelbſt eine bedeutende Erſcheinung war; ſie zog mich nicht blos an, ſie feſſelte mich ſogar, wenn Du willſt, doch hatte ich den Gedanken einer nähern Verbindung unter uns noch nie ernſthaft in's Auge gefaßt, als der König, der mir ſehr wohl will, ſie meinem Vater für mich vorſchlug. Alles ſprach für dieſe Verbindung; ich ſelbſt hätte durchaus nichts Nennenswerthes dagegen einzuwenden vermocht, und ſo war denn, ehe ich mir es verſah, das Loos über uns geworfen, und unſere Verlobung ward am Geburtstage des Königs bekannt gemacht. Ich war am Morgen dieſes Tages ſehr heiter, und behandelte die ganze Sache, wie ſie behandelt ſein wollte; als ich aber, noch ehe ich zu meiner ſchönen Braut fuhr, ihr für das erhaltene Jawort zu danken, in das Zimmer meines Vaters trat, o Leo, da löſete ſich vor ſeinem Segen, ſeiner frommen Rührung die Rinde um mein Herz, und mit naſſen Augen trat ich in zärtlicher Erweichung bei Laura ein. Hätte ſie mich in den Gefühlen dieſer Stunde verſtanden, hätte ſie mich nur geſchont, ſo wäre jetzt

wohl Manches anders unter uns. Sie empfing mich aber mit einem beißenden Epigramm, und als ich, ihre Hand faſſend, ihr Worte der Herzlichkeit und der Liebe ſagte, ſpottete und lachte ſie mir die heiligſte und frommſte Regung meines Lebens hinweg. Da verſchloß ich mein Herz, und barg den Schlüſſel in irgend eine unbekannte Tiefe meiner Seele, mir ſelbſt gelobend, ihn ihrer Unheiligkeit nie wieder preis zu geben.

Später habe ich es eingeſehen, daß ich ein Thor war, von ihr zu fordern, ſie ſolle mir in gleicher Empfindung entgegen kommen, und wir ſind auch ſeitdem, ſowohl in der Meinung des Hofes, als auch, wie ich immer mehr einſehe, in Laura's eigener Anſicht, ein vollkommen glückliches Brautpaar. Sie iſt heiter, luſtig, neckend und gefällig — ich galant, freigebig, artig und verliebt. Auch weiß ich es ja ſelbſt nicht zu nennen, was ich an ihr vermiſſe und wünſche, und ſo wird es ſich ja auch mit meiner Unruhe geben, die nur eine Thorheit — vielleicht der letzte Abſchiedsgruß meiner Jugendſchwärmerei — iſt.

Unſere Hochzeit iſt bis zur Rückkehr aus Deutſchland aufgeſchoben, wohin ich, mit meinem Regiment,

den König begleite. Ich freue mich des regen Lebens, das uns dort erwartet, und des ernſten Kampfſpiels, zu dem ſich Alles bereitet.

Vierter Brief.

Unſere Ueberfahrt war langweilig; deſto angenehmer und reicher an Abwechſelungen iſt unſer Marſch. Allenthalben werden wir mit einnehmender Herzlichkeit als Gaſtfreunde aufgenommen, und unſer Zug iſt eine ununterbrochene Reihe von Gaſtmählern und Feſten. Die Frauen ſind hier hübſch und anziehend, und, trotz der Verſchiedenheit der Sprachen, kann man ſich ſehr gut mit ihnen unterhalten, da ſie ohne Ausnähme franzöſiſch ſprechen. Daß es dabei nicht an anmuthigen und ergötzlichen Abenteuern fehlt, kannſt Du Dir leicht denken. Mir ſelbſt iſt auf unſerm Zuge, vom Geiſt des allgemein herrſchenden Frohſinns ergriffen, eine Jugendlichkeit angeflogen, die den Gegenſtänden eine friſchere, lebendigere Färbung gibt, als ich in ihnen

ſeit Jahren geſehen habe, und die mich auch für den Eindruck und das Feſthalten einer Erſcheinung empfänglich macht, die mich in ihrem wunderbaren Zauber ſeit einigen Wochen beſchäftigt. Ein Landmädchen, mein Freund, aufgewachſen in tiefer Einſamkeit, ohne alle großſtädtiſche Bildung, und doch Allem fremd, was man ſich als ungebildete Einfalt denkt, hat einen Eindruck auf mein Herz gemacht, den, ſeit meiner Trennung von ihr, der Anblick ſo vieler andern hübſchen Frauen und Mädchen nicht zu ſchwächen vermag. Kaum bin ich allein, ſo ſteht ſie auch wieder vor mir in dieſem, nur ihr eigenen Reiz, deſſen Zauber ihre makelloſe Schönheit nicht ganz zu erklären vermag. Ich habe vielleicht noch nie ein ſo ſchönes Frauenzimmer geſehen; aber ich fühle, daß Manche mir eben ſo ſchön hätte erſcheinen können, ohne mein Gemüth, wie ſie, in ſeiner geheimſten Tiefe zu ergreifen.

Eine Abtheilung unſerer Flotte landete bei P., die andere, auf der ich mich befand, bei M. Man hatte uns die beſten Quartiere, die auf dieſer nur von Bauern bewohnten Inſel zu haben waren, angewieſen. Abgeordnete der Ritterſchaft empfingen uns, und luden mich und die andern zum Haupt-

quartier gehörenden Officiere ein, während unſers dortigen Aufenthalts ihre Gäſte zu ſein. Das Predigerhaus war der Verſammlungsplatz, wo wir eſſen ſollten, und wo man, um dieſer Urſache willen, keinen von uns in's Quartier gelegt hatte. Herzlich froh, nach der langweiligen Seefahrt wieder am Lande zu ſein, nahmen wir dieſe Einladung dankbar an. Die Abgeordneten ſtellten mich bei meinem Eintritt der Predigerfrau, einer alten, ehrwürdigen Matrone, vor. Der Mann war vor einigen Wochen geſtorben. Mich befremdete die ungezwungene Höflichkeit, mit der mich in dieſem von der übrigen Welt ganz abgeſonderten Winkel die Matrone anredete; aber wie angenehm erſtaunte ich erſt, da nach einiger Zeit ihre Tochter eintrat, mir, nach der auch hier gekannten Sitte unſers Vaterlandes, den Imbiß zu reichen. Es waren unſerer wohl an vierzig Männer in dem nicht ſehr geräumigen Zimmer verſammelt, die wir alle ſeit Wochen nur Himmel, Waſſer und Matroſen geſehen hatten; kein Wunder daher, daß die ausgezeichnete Schönheit dieſes Mädchens uns beim erſten Anblick Alle wie elektriſirte. Groß, ſchlank, ſtolz und doch zart an Sittlichkeit, trat Deborah, in tiefe Trauer gekleidet,

eine fremdartig ſchöne Geſtalt, unter uns. Sie verneigte ſich bei ihrem Eintritt ohne aufzuſehen. Die Mutter, neben der ich ſtand, rief ſie, um mir, den ſie als den Anführer hatte kennen lernen, zuerſt den Becher zu reichen. Jetzt erſt, als ſie ſo nahe vor mir ſtand und ich ſie deutſch anredete, hob ſie ihr Auge, über das ſich die reine, weiße Stirn mit dem Ausdruck ſtillen Ernſtes ſenkte. — Leo, von dieſem Augenblicke an habe ich vergeſſen, daß ich wohl ſchon früher ein ſchönes Weiberauge ſah. Mich dünkt, wenn Alles um mich her verſänke, ich im öden, leeren Chaos allein bliebe, ſo würde noch das heilige Licht dieſes Auges um mich leuchten, ich noch immer den ſüßen Eindruck dieſes unvergeßlichen Blickes empfinden, der zu einer noch nie erſchloßnen Gegend meines Herzens drang. Und nun in allen ihren Zügen dieſer ſchnelle Uebergang von unbefangener Ruhe zu lieblicher Verwirrung, dies ſüße, holde Erröthen. — Leo, eine Aſpaſie ſelbſt könnte mit Allem, was ſie wäre, und was ſie zu ſpenden vermöchte, nicht dieſen unausſprechlichen Reiz des Erröthens über den erſten Eindruck aufwiegen und keine Kunſt ihn je der Natur abſtehlen. Die Gefallſucht ſchon zerſtört ihn, weil ſie

in ihrem unſchuldigſten Wiſſen um ſich ſelbſt doch Erfahrung vorausſetzt, und dadurch der Jugend den zarten Schmetterlingsſtaub dieſes Erröthens abſtreift.

Der ſchöne Moment flog ſchnell vorüber. Sie wandte ſich zu meinen Gefährten, Jeder beeiferte ſich, ihr etwas Schönes zu ſagen, und in den Blick, womit er dankte, den ſprechendſten Ausdruck zu legen. Deborah ſchien aber den Eindruck, den ſie machte, gar nicht zu beachten, und wenn es möglich wäre, von irgend einem Frauenzimmer auf der Welt zu glauben, es wiſſe ſelber nicht um ſeine Schönheit, ſo müßte man ſich verſucht fühlen, dies bei Deborah anzunehmen. Sobald ihr Geſchäft geendet war, verſchwand ſie, die Mutter folgte ihr, und wir wurden eingeladen, in's Eßzimmer zu treten. Vergebens ſuchte ſie beim Eintritt mein Blick, ſie erſchien nicht, und als ich den Abgeordneten, der unſern Wirth machte, fragte, ob unſer Mahl ſeiner ſchönſten Zierde, der Geſellſchaft der Damen, beraubt ſein ſolle, hieß es, ſie werde mit ihrer Mutter im Nebenzimmer eſſen, wo noch ein kleinerer, zum Vorlegen beſtimmter Tiſch gedeckt war. Ich ſprach lebhaft dagegen und ging zu ihr, ſie um ihre Gegenwart an unſerem Tiſche zu bitten. Das kleinere

Zimmer war gedrängt voll, weil Alle ſich beeifert hatten, einen Platz darin zu erhalten, und Guſtavſkiold und Cederſtröm hatten ſich ſchon in Beſitz der Plätze neben Deborah geſetzt, der ich meine Bitte angelegentlich vortrug. Sie zögerte nur eine Secunde — ein Blick entſchied die Sache; ſie ſtand auf, mir die Hand zu reichen, die ich dankbar an meine Lippen drückte, und ſie zu der Oberſtelle an unſerm Tiſche führte, wo ſie zwiſchen dem alten Duc de P. und mir ſaß. Ich würde es ſehr natürlich gefunden haben, wenn eine, wahrſcheinlich nur unter Bauern aufgewachſene Predigertochter ſich, an dieſer Tafel, unter lauter ihr unbekannten Männern und an der Seite eines mit ſo vielen Orden behängten Ducs, verlegen gezeigt hätte; doch Deborahs Betragen überzeugte mich, daß die Natur den feinen Tact, der die Quinteſſenz des guten Tons iſt, den Frauen oft als freie Gabe in ſeiner höchſten Vollendung ſchenkt. Da ich, wie Du weißt, ſehr geläufig deutſch rede, ſo ſagte mir ihr anderer Nachbar im Scherz einige Worte darüber, die zugleich ſein Bedauern verriethen, durch die Unkenntniß dieſer Sprache von unſerer Unterhaltung ausgeſchloſſen zu ſein. Sie nahm darauf das Wort und

redete ihn in ſo reinem und zierlichem Franzöſiſch an, wie man es nur immer an der Seine hören kann, und ſetzte das Geſpräch in dieſer Sprache fort. Als ich ihr mein Befremden über ihre ſeltene Fertigkeit verrieth, ſagte ſie mir, daß ſie dieſe ihrem verſtorbenen Vater verdanke, der ſich als Hofmeiſter eines jungen Grafen mehrere Jahre in Paris aufgehalten habe. Je länger ich ſie aber ſprechen hörte, je unwahrſcheinlicher erſchien es mir, daß ſie in dieſer Abgeſchiedenheit ſolche Bildung, ſolche Feinheit des Ausdrucks könne gewonnen haben; allein ſie kannte, als ich ſie darum befragte, nicht einmal das nächſte Dorf jenſeits der Halbinſel — ſie hatte keine Freundin, keine Geſpielin; das Haus ihrer Eltern, die Bauern ihres Kirchſpiels waren Alles, was ſie von der Welt kannte. Mir fielen die Zeilen eines deutſchen Dichters ein:

Die Alpenroſ' auf Bernhards wilden Höhen
Glüht einſam oft in ſchwarzer Klüfte Moos,
Und ſenkt der Schönheit Purpur ungeſehen,
Vom Sturm entwurzelt, in der Fluthen Schooß.

Es ſchien mir ſo hart, daß ſie hier in dieſer Wildniß leben müſſe, ungeſehen, unbekannt mit den

Freuden und Genüſſen des Lebens, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihr dies Gefühl auszuſprechen.

„Und woher,“ fragte ſie mich ernſt, „wollen Sie den Maßſtab zur Beurtheilung der Freuden nehmen, die mir dies ſtille, einſame Leben gewährt? Hat die Kunſt mit allen ihren Schätzen etwas aufzuweiſen, das ſich mit dem Anblick des Sternenhimmels und des gewaltigen, unſere Inſel umgürtenden Meeres vergleichen läßt? und die Freuden der Geſelligkeit, der Verkehr mit Menſchen — ich habe Bücher, und die Welt: die mir dieſe aufſchließen, iſt wohl reicher und ſchöner, als die, in deren Thun und Treiben Sie ſich ſo wohl gefallen. Ich glaube wenigſtens nicht, daß das Hof- und Weltleben geeignet iſt, uns den höchſten Reichthum der menſchlichen Natur und ihr reinſtes Glück zu enthüllen.“

„Aber die Liebe,“ fragte ich, tief ergriffen von dem einfach großen Sinn ihrer Worte, „dieſe Blüthe des Daſeins und ſein höchſter Zauber! wie wollen Sie ſich hier in dieſer einſamen Abgeſchiedenheit mit den Forderungen abfinden, die ſie an Sie zu machen berechtigt iſt?“

„Ei nun,“ entgegnete ſie lächelnd, „im achtzehnten Jahre iſt man dafür eben nicht bange, und

wenn die Liebe wirklich die Götter und Menſchen beherrſchende Macht hat, von der die Dichter ſingen, ſo werden mich auch hier Berg und Meer nicht vor ihrem Zauber ſchützen.“

Hier begegnete ſie meinem Blick; ſie wollte lächeln, aber ſie erröthete, und wandte ſich bang und ſchnell zu dem alten Duc. Ich wollte, daß ich ſie Dir in den feinen Abſtufungen ihres Betragens gegen uns Alle malen könnte. Gegen den Duc, der ihr ſeine ganze altfranzöſiſche Galanterie auskramte, voll einer zarten, achtſamen Höflichkeit, wie ſie die Schönheit, ohne ſich von ihrer Würde zu vergeben, dem Alter zeigen darf, war ſie gegen alle Andere ruhig, unbefangen und kühl, und nur gegen mich war ſie anders, ganz anders. Ich fühle es, ich war ihr nicht gleichgültig. Der erſte Blick hatte das entſchieden, und ferne war von dieſem reinen Herzen jede Künſtelei, jede Verſtellung, mir verbergen zu wollen, was ſie empfand. Nur mit mir ſprach ſie gern, nur ich allein war für ſie da; nur in meine Ideen, meine Unterhaltung ging ſie mit Antheil ein. Ihre Wahrheit machte auch mich wahr. Ich ſagte ihr, was ich wohl mancher Andern auch geſagt hätte; aber ihr ſagte ich es nur,

weil ich es fühlte. Sie zweifelte nicht, ſie forderte keine Betheurung, heuchelte keinen Unwillen; ihr eigenes Gefühl wurde ihr zum Bürgen für die Wahrheit des meinigen.

Unſer weiterer Marſch war noch nicht beſtimmt. Es hieß, wir ſollten 8 bis 14 Tage auf der Inſel raſten; doch ſchon am dritten Tage erhielt ich den Befehl, mit dem Hauptquartier aufzubrechen. Es war mir unangenehm; aber ich ahnete damals noch durchaus nicht die Tiefe des Eindrucks, den ſie auf mich gemacht hatte. Ich hielt meine Empfindung für ſie für eine jener lebhaften, ſchnell verlöſchenden Neigungen, die ich für ſo manches Weib empfunden habe, und die Zeit, Abweſenheit und Zerſtreuung immer noch früher, als ich es ſelbſt wünſchte, wieder zerſtörten. Sobald es meine Geſchäfte erlaubten, eilte ich zu ihr, ihr unſern morgenden Marſch bekannt zu machen. Ihr Auge wurde naß; ich zog ſie in meine Arme, und bat ſie mit Tönen und Worten, wie ſie mir nur das ſchmerzlich ſüße Beben aller meiner Empfindungen einzugeben vermochte, dieſen letzten Abend allein bei ihr zubringen zu dürfen. Sie ſah mir ruhig und ernſt mit einem Ausdruck in's Auge, vor dem mein Blick ſich ſenkte;

ich fühlte mich in dem Augenblick klein gegen ſie; dann aber faßte ſie mit einer himmliſchen Freundlichkeit meine Hand, und führte mich in ihr Zimmer, das ich früher nie betreten hatte.

Es war Mitternacht, als ich ſie verließ. Sie liebte mich, Leo, glaube mir, ſie liebte mich. Es war der erſte, einweihende Accord auf dem nie berührten Saitenſpiel ihrer Empſindungen. Ein reines, ſich ſelbſt nährendes Feuer brannte dieſe Liebe in ihrem Herzen, und doch, wie groß, wie ruhig blieb ſie, wie einig mit ſich ſelbſt im Moment der Verſuchung, wo der nächſte den Mann ihrer Liebe auf immer aus ihren Armen riß!

Ich ſinne und grüble und klügle; ich vergleiche ſie mit allen andern Weibern, ich faſſe zuſammen, was ich von Weiberſinn und Weiberſchwäche ergründet zu haben glaube; aber ſie bleibt mir ein Räthſel. Was war die Furchtloſigkeit, mit der ſie in meinen Armen lag und in mir ein Gefühl weckte, das mir ſeit den Ahnungen meiner Jugend zum Traume geworden war? War ſie blos kindiſche Unbekanntſchaft mit der Gefahr? — woher denn die Kunſt, mit der ſie mich ſo einzulullen, ſo hinzuhalten, mich durch Kleinigkeiten, kaum von einem

Nichts unterſchieden, ſo glücklich zu machen wußte, daß ich Mehreres zu wünſchen vergaß? War es denn Sicherheit, Vertrauen auf eigne Kraft? Woher ſollte die dem Mädchen in dem einſamen Leben kommen, dem Mädchen, von dem ich ſo überzeugend fühlte, mein Kuß ſei der erſte, der je auf dieſen friſchen, roſigen Lippen geglüht habe? — bürgerliche Moral, bürgerliche Zucht? hätte ſie denn nicht gezürnt, geſchmollt, ſich entſetzt? und Kälte, unempfindliche Amphibiennatur, die ſo manches Weib ſich für Stärke anrechnet? — O, Leo, kniee nieder und bitte ihr, bei der aller Wonnen ſüßeſte Fülle wohnt, die Läſterung ab!

Und ſoll ich denn an Größe in einer Weiberſeele glauben, an Tugend, die nicht von der Furcht, nicht von der Gewohnheit, nicht vom Mangel an Gelegenheit bewacht, Tugend iſt, weil ſie iſt, und in ſich ſelbſt ein vollendetes, freies und ſelbſtſtändiges Daſein hat?

Warum ſah ich ſie nur in ſo ſchnell entfliehenden Stunden! — ſie wäre doch endlich mein geworden; die Alles beſiegende Macht der Liebe hätte ſie mir gegeben, und in ihr das Glück, nach dem meine Seele bis zum Verſchmachten dürſtet, und

das den matten Lechzenden auffriſchen würde zum göttlichſten und freieſten Jugendleben. Was ſind alle meine bisher genoſſenen Freuden, was jedes andere Glück, jeder andere Genuß? einzelne Thautropfen, kärgliche Friſtung des Lebens — nur bei ihr iſt Genüge, volle Genüge irdiſcher und himmliſcher Seligkeit!

Durch und durch hat ſie mich verwandelt, und ſchal iſt mir Alles, was nicht ſie iſt. Vergebens rufe ich meinen alten Leichtſinn zurück, vergebens tändle ich mit dieſen Weibern; was ich auch erreiche, immer regt es die Sehnſucht nach der Einen nur brennender und heftiger auf, und drückt den Widerhaken des Pfeils noch tiefer in das verletzte Herz.

Fünfter Brief.

Ich bin von meiner Reiſe nach B. zurück, und ſeit acht Tagen auf dem Landgut einer alten, eben ſo gutmüthigen als redſeligen Baronin einquartiert. Meine ſogenannte Ambaſſade hat mir des Königs

Gunſt noch entſchiedener gewonnen; ich habe in dieſer letzten Zeit viel um ihn ſein müſſen; aber eben deßhalb fürchte ich den Ausgang unſers tragiſch-komiſchen Heldenſpiels mehr denn je. Wie des edlen Ritters Don Quixote großſinnigem Irrthum, liegt auch dieſem Unternehmen ein kühnes, für Recht und Ehre ſchlagendes Herz zum Grunde, bereit, Alles an das Werk zu ſetzen, zu dem es ſich berufen glaubt. Die Feſtigkeit des Willens wird aber in unſerer Lage zum verderblichen Starrſinn, und ſelbſt das, was würdig geſchehen könnte, unterbleibt, oder gelangt auf die verkehrteſte Weiſe zur Ausführung, weil nur Wenige von denen, die den König umgeben, treu und feſt ſind, wie es dem Mann von Ehre gegen den zu ſein geziemt, deſſen Zutrauen er geſtrebt hat, ſich zu erwerben.

Sehr willkommen war mir daher die Erlaubniß, zu meinem Regiment zu gehen, und mit ihm Cantonirungsquartiere zu beziehen. Soldaten und Officiere freuen ſich des Aufenthalts in dieſem freundlichen Lande, und das alte, luſtige Leben beginnt von Neuem. Die Gegend hier herum iſt herrlich, das Schloß meiner Wirthin ſchön, die Nachbarſchaft zahlreich, die Lebensweiſe faſt üppig. Außer

meinem Adjutanten habe ich noch zehn Officiere bei mir, und die Baronin hat für die übrigen, in der Nachbarſchaft umher Verlegten, täglich offene Tafel. Man kann ſich keinen zu übertriebenen Begriff von der Gaſtfreiheit in dieſen nördlichen deutſchen Provinzen machen. Eine Einladung reiht ſich an die andere, ein Feſt verdrängt das andere, und Tanz und Geſang und Scherz und Liebesabenteuer ſind fortwährend an der Tagesordnung. Die Frauen ſind liebenswürdig, und gegen uns Fremdlinge freundlich, kurz es fehlt uns hier nichts zu einem vergnügten Leben. Auch ſehe ich nur heitere Geſichter, und doch, Bruder, iſt in mir eine Unruhe, die nichts zu ſtillen vermag. Alle dieſe Vergnügungen haben ihren Reiz für mich verloren, und von ihnen bis zur Trunkenheit berauſcht, würde die Sehnſucht meines Herzens nur noch peinlicher auflodern. Was hat mich ſo verwandelt? Was hat in meine Seele dieſen Ernſt gebracht, den ich früher nicht kannte? Woher kam der wunderbaren, ſchnell enteilenden Erſcheinung die Macht, ſolchen unvergänglichen Eindruck auf mich zu machen? Ihr Name iſt der Schlüſſel zu allen Geheimniſſen meines Herzens; in jeder einſamen Minute, ja oft im lauteſten Geräuſch leuchten mir ihre Augen entgegen, und ich verſinke in

dem Meere ſtillen Glanzes, der von ihnen ausſtrömt. Der Gedanke, ſie nie wieder ſehen zu ſollen, würde meine ganze Zukunft vernichten. Sobald ich kann, eile ich zu ihr zurück. Sie ſoll, ſie muß mein werden. Dieſe ihre Unentbehrlichkeit zu meinem Leben begründet mein Recht auf ſie.

Meine Cameraden ſind heute in neugieriger Erwartung, noch lebhafter als gewöhnlich. Unſere gute, alte Baronin beklagte es oft, daß ihre Geſellſchaft uns ſo wenig genügen könne, da ſie recht gut wiſſe, wie wenig jungen Officieren mit der Unterhaltung einer ſechzigjährigen Frau gedient ſei; ſie erwarte indeſſen täglich die Ankunft einer Geſellſchafterin, die man ihr als ein junges, hübſches Mädchen empfohlen habe. Geſtern kam nun ein Brief, worin dieſe Geſellſchafterin ihre Ankunft auf heut beſtimmte. Du kannſt leicht denken, wie intereſſant der Gedanke an ein hübſches, junges Mädchen in einem Hauſe iſt, wo ſelbſt die Zofen, nach dem Beiſpiel der Gebieterin, ſchon alle das große Stufenjahr zurückgelegt haben.

Welch ein Tumult in den Nebenzimmern! Alle ſtürzen an die Fenſter — ein Wagen fährt vor. Wundershalber muß ich die neue Hausgenoſſin doch auch ausſteigen ſehen. —

Am Abend dieſes Tages.

Sie iſt hier, Leo, mit mir unter einem Dache. Ich werde ſie täglich ſehen, ſprechen, mich am Anſchaun ihrer himmliſchen Schönheit erfreuen! Dieſe Arme haben ſie wieder umſchlungen — dies Herz ſchlägt noch verdoppelten Schlag im Nachgefühl des Augenblickes, wo ich die lebenswarme, in ihrer Jugendfriſche ſo herrlich blühende Geſtalt an meine Bruſt drückte, und der leiſe Druck ihrer Lippen meinen glühenden Kuß erwiederte. —

Wir waren Alle an die Fenſter getreten, die Neuangekommene ausſteigen zu ſehen: der Diener öffnete den Schlag — eine edle, ſchlanke, ſchwarz gekleidete Geſtalt in weißem Schleier ſtieg leicht und raſch aus dem Wagen, und ehe wir ſie recht in's Auge zu faſſen, ehe wir noch mit der Bewunderung des zierlichen, uns ſichtbar gewordenen Füßchens fertig waren, war ſie ſchon entſchwunden. Es wurde unter uns viel über ſie geſcherzt und geſprochen, und wir erwarteten ungeduldig die Theeſtunde, die uns in das Zimmer unſrer Wirthin hinunter rief, um dort bei ihr den Abend zuzubringen. Sie ſchlug endlich, und nie waren wir ſo pünktlich bei

der Baronin erſchienen, die uns lächelnd empfing, und dem Bedienten befahl, die Mamſel zu rufen. Von allen Officieren meines Regiments hatte ich, als ich Deborah kennen lernte, nur Cederſtröm als Adjutanten bei mir, weil ich damals das Hauptquartier führte, und meine Dragoner auf der andern Abtheilung unſrer Flotte waren. Mit ihm ging ich auch jetzt in dem matt erleuchteten zweiten Zimmer auf und ab, als ſie eintrat. Der Eindruck ihrer unvermutheten Erſcheinung war ſo heftig, daß er mich durchſchütterte; ich drückte Cederſtröm die Hand, er ſolle ſchweigen, und trat erſt ein, als alle Uebrigen ihr ſchon vorgeſtellt waren, und ſie auf die Einladung der Baronin an den Theetiſch trat, den Thee zu bereiten. Eine unbändige Freude, die, ſeltſam genug, der Rührung glich, bewegte mich; ſtumm trat ich vor ſie hin — noch ehe die Baronin mich ihr nannte, hob ſie das Auge auf, und ihr Blick begegnete dem meinen; — erröthend erbebte ſie leiſe, wie der Lerchenbaum im Hauch der Abendluft. Kein Wort entweihte den ſtillen Herzensgruß dieſes Blickes, mit dem wir uns wieder fanden. — Wo möglich, iſt ſie noch ſchöner geworden in dieſem halben Jahre. Auch jetzt war ſie einfach

gekleidet, doch nicht mehr ſchlicht bürgerlich, in modiſcherem Schnitt des Kleides, deſſen ſchwarze Seide den roſigen Silberſchimmer ihrer Haut glänzend hervorhob. Sehr zart gebildet, iſt doch jeder ihrer Pulsſchläge Leben und blühende Jugend; ganz makellos in vollendeter Schönheit ſteht die himmliſche Geſtalt da, und jede ihrer Bewegungen iſt voll Zauber und Anmuth. Aus den roſigen Lippen blitzen die weißeſten Perlenzähne hervor; unnachahmlich iſt die Grazie ihres Lächelns, und dann ihr Auge! was iſt der ſtrahlende Lichtglanz des reinſten Aethers gegen ſeine blaue Klarheit! — O Leo, laß ſie mein ſein, nur eine Woche, einen Tag, und ich erkaufe ihren Beſitz mit allen Hoffnungen der Seligkeit,

Und ſpaltete ſich dicht vor mir ein Grab,
Und ſäh' ich Blitz auf Blitz die Tiefe röthen,
Ich ſtürzte mich beglückt hinab!

Schweigend ſtanden wir Alle um ſie her. Es war, als wenn die Göttin der Schönheit ſelbſt unter uns ſichtbar geworden wäre, und wir nur in einem Wink die Vergünſtigung erwarteten, ſie knieend anbeten zu dürfen. Deborah allein war nach dem erſten Augenblick unſers Erkennens bald wieder ge-

ſammelt und in ruhiger Unbefangenheit, als habe ſie gar keine Ahnung, wie ihr Anblick uns ergreife, fing ſie mit der Baronin ein Geſpräch an, in welches dieſe bald Mehrere zog, und das allgemein wurde. Ich allein ſaß ihr gegenüber, viel zu befangen, viel zu vertieft in die Wonne ihres Anblicks, um an der Unterhaltung Theil nehmen zu können. Bald wurden auch die Spieltiſche geſetzt, und da ich bisher alle Abende in der Partie der Baronin geweſen war, durfte ich es auch dieſen Abend nicht ablehnen. Nie hat aber wohl irgend Jemand zerſtreuter geſpielt. Sie war mit mir in demſelben Zimmer; Rehbinder und Uſedom, die nicht ſpielten, ſaßen neben ihr, und ſuchten angelegentlich ſie zu unterhalten. Wie lauſchte meine Seele dem ſüßen Ton ihrer Stimme; wie ergötzte ſich mein Geiſt an dem lebendigen Witz und dem geiſtreichen Muthwillen, mit dem ſie ihre Schmeicheleien perſiflirte, und dabei doch ſo ſicher, ſo zart auf der Linie blieb, die ein Weib in dieſer Art von Wortgefecht nie überſchreiten muß! Ich brannte; es zog mich hin zu ihren Füßen, ich konnte in dieſer Ferne von ihr nicht ausdauern — da kam die Nachricht, es ſei ein großes Feuer zu ſehen, von dem man noch nicht wiſſe, wo es lodre. Die

Partien wurden unterbrochen; Alle ſtürmten hinaus, ſich darnach umzuſehen, ich war zögernd der Letzte. Auch ſie war aufgeſtanden, und da die Baronin fragte, ob ſie es nicht auch ſehen wolle, lächelte ſie mich ſüß erröthend an, und nahm meinen Arm, den ich ihr mit Herzklopfen bot. Unſer Weg ging in der dunkeln Dämmerung des Herbſtabendes durch den Garten. Ich drückte ihren Arm an mein Herz, und zog ihre weiche, warme Hand an meine glühenden Lippen. — „Herr Graf!“ rief ſie ſtrafend, und ſtrebte, ſie mir zu entziehen. Bis jetzt hatte ich meiner innern Bewegung nicht Herr werden können: aber der Laut dieſer ſüßen Stimme in der traulichen Dunkelheit gab mir Worte. „Deborah,“ ſagte ich, und alle Leidenſchaft meiner Empfindung für ſie klang aus dem Ton meiner Stimme, „Guſtav, Ihr Guſtav iſt es, der dieſe Hand an ſein vor Entzücken klopfendes Herz drückt; können Sie dieſe Huldigung einer Seele ſtrafen wollen, deren einziger Gedanke Sie ſeit der Minute Ihres erſten Anblicks geweſen ſind?“ —

Sie ſchwieg; aber ihre Finger legten ſich feſter auf mein Herz — da umſchlang ich ſie, und wagte es, ſie an meine Bruſt zu drücken — dieſer Au-

genblick, Leo, war mehr werth, als mein ganzes vergangenes Leben. — Geräuſch der Näherkommenden rief mich in dieſe Welt zurück; aber der Nektar dieſes Kuſſes, und mit ihm die Seligkeit des Olymps blieb in meinem Herzen. Ich kenne mich ſelbſt ſeitdem nicht mehr. Jede Empfindung, die ſie in mir erweckt, iſt unbegreiflich wie ſie ſelbſt, und ähnelt nie dem, was ich für irgend ein andres Weib empfunden habe. In mir iſt eine Neuheit ſüß und überraſchend, als hätte ich noch nie ein Mädchen außer ihr gekannt, als wäre ſie die Einzige ihres Geſchlechts auf dem ganzen Erdenrund. Ich konnte keinen unbemerkten Augenblick mehr erhaſchen, und mußte mich am Abend, wie alle Uebrigen, von ihr trennen, ohne ihr noch ein Wort der Liebe ſagen, ohne nur noch einmal ihre Hand faſſen zu dürfen. Aber mir gehört ſie, und mein ſoll ſie werden, und wenn ſich Welt und Himmel trennend zwiſchen uns würfe. Meine Seele kann eher von ihrem Daſein, als von dieſem Wunſche ſcheiden.

Sechster Brief.

Seit acht Tagen lebe ich nun mit ihr in einem Hauſe, ſehe, höre ſie, berauſche mich mit jedem Augenblicke mehr in dem Zauberkelch ihrer Nähe, ihres Lächelns, ihres Athmens, ihrer Blicke, ohne einen Augenblick einſamer, ungeſtörter Unterhaltung mit ihr erbeuten zu können. Bin ich denn ſo ganz ein Neuling? Aber es iſt wahr, ſo ungeſtüm, fern von ihr, die Sehnſucht in jedem meiner Pulſe klopft, ſo vergeſſe ich doch, ſobald ich ſie ſehe, wie Vieles mir dieſe Nähe noch zu wünſchen übrig läßt. Mit jedem Tage entwickelt ſie neue Reize, neue Vollkommenheiten, und noch hat kein Mann ſie erblickt, ohne ihr erklärter Bewunderer geworden zu ſein.

Den Tag nach ihrer Ankunft war hier große Geſellſchaft; doch ſuchte ich bei meinem Eintritt in's Zimmer Deborah vergeblich, und ich fand ſie erſt im Speiſezimmer, wo ſie, in ihrem einfachen ſchwarzen Kleide, nur durch ihre Schönheit ſchön, am untern Ende des Tiſches ſtand. Ich ließ den Arm meiner Dame fahren und näherte mich ihr.

„Warum,“ fragte ich, „ſieht man Sie erſt jetzt? Sie ſind doch wohl nach Ihrer geſtrigen Reiſe?“

„Recht wohl,“ antwortete ſie mir mit ſtillem Ernſt, aber das bürgerliche Mädchen wird in dieſen Zirkeln nur da zugelaſſen, wo es etwas für daſſelbe zu thun gibt, und ich muß heute anfangen zu lernen, wie ein frei gebildeter Geiſt die Feſſeln ſolcher Abhängigkeit muthig zu tragen vermag. Eine Wolke flog über ihre Stirn, und ſie ſtand ſtolzer und höher, denn ſonſt, vor mir; aber ehe ich noch zu antworten vermochte, ſammelte ſich die Geſellſchaft, und ich mußte hinauftreten, um zwiſchen zwei alten Damen die Oberſtelle einzunehmen, die kein anderes Verdienſt aufzuweiſen hatten, als die vornehmſt Betitelten in der Geſellſchaft zu ſein. Zum Glück ſaß mir Deborah am unterſten Ende der Tafel gegenüber. Die beiden Plätze zu ihrer Seite waren überzählig und blieben leer, da die untern Enden des Tiſches mit zwei Damen beſetzt waren, von denen keine die Artigkeit hatte, das bürgerliche Mädchen einzuladen, ſich zu ihr zu ſetzen. Mich ärgerte dieſe Unart, und doch mußte ich ſie ihnen Dank wiſſen. Deſto unverholner huldigten ihr aber in ſtiller Bewunderung die Blicke aller

Männer. Auf keinem derſelben ſchien aber doch ihr Anblick tiefern Eindruck zu machen, als auf unſern kleinen Cederhjelm, der es ſich nicht enthalten konnte, mich laut über den Tiſch hinüber zu fragen: ob ich mich erinnere je etwas Schöneres geſehen zu haben, als ſie? „Kaum," ſagte ich leicht hin, „und Du?" Bei Amor und ſeiner himmliſchen Mutter, und allen Grazien ſchwur er, es gebe ihres Gleichen nicht mehr, und ſein Herz ſei unwiederbringlich an ſie verloren. Mehrere unſerer Landsleute ſtimmten in dieſen Preis ihrer Schönheit ein, und prieſen mich glücklich, das wunderherrliche Frauenbild täglich zu ſchauen. „Ja," ſagte Hompus Mörner, der mit ſeinen Huſaren gleichfalls in dieſer Gegend cantonirt, „er iſt wohl glücklich; was würde aber das ſchöne Fräulein Silverhjelm zu dieſem Glücke ſagen, wenn ſie darum wüßte?" Mich traf dieſer Scherz ſehr unangenehm; ich weiß ja recht gut, daß mein Wort und meine Hand verpfändet ſind, und der Wunſch, daß es nicht ſo ſein möge, iſt mir auch noch nicht einmal durch den Sinn gefahren, da ich weiß, was ich meinem Geſchlecht und meinen Verhältniſſen ſchuldig bin; aber eben ſo wenig hatte ich auch bisher daran gedacht, daß Deborah und Lau-

ra's Gatte je mit einander in Colliſion kommen könnten. Es koſtete mich daher Mühe, ihn in ſcherzhaftem Ton zu fragen, ob er wirklich glaube, daß ſie mir die Ehre erzeigen werde, eiferſüchtig zu ſein? Alle ſtimmten nun überein, daß eine Schönheit jenſeits des Meeres unmöglich das Recht haben könne, auf eine Schönheit dieſſeits des Meeres eiferſüchtig zu werden; als aber mein Blick auf Deborah fiel, ſah ich an ihrer lebhaften Röthe, ſie habe errathen, daß unſer Geſpräch ſie betreffe, und ihr Auge ruhte ernſt und forſchend auf mir, als wolle ſie das Innerſte meines Herzens erſpähen. Tief fühlte ich es in dieſem Augenblick, daß nur die Liebe Rechte gibt, nur die Liebe Rechte anerkennt, und jedes andre Bündniß todte Form iſt. Wie wenig würde aber dies herrliche Mädchen ihre Gewalt über mich kennen, wenn ſie je eine Nebenbuhlerin fürchten könnte! Wie vor der aufgehenden Sonne alle Sterne erlöſchen, ſo, in meinem Herzen, vor ihrem Bilde die Erinnerung an jedes andre Weib! Nach Tiſch begleitete ſie uns hinüber, den Caffee einzuſchenken, wo ſich denn faſt alle Männer der Geſellſchaft um ſie ſammelten; nie ſah ich aber eine ernſtere, ehrfurchtgebietendere Haltung, als die,

womit ſie die, die ſich ihr ohne Umſtände, als ſei es für ſie eine Ehre, von ihnen beachtet und angeredet zu werden, ohne Worte in die gehörigen Schranken der Unterwürfigkeit zurück wies. Dagegen war ſie gegen mehrere Damen, die mit ihr ſprachen, ganz das freundliche, beſcheidene Weſen, das ſie in ihren Verhältniſſen ſein mußte, um ihnen zu gefallen. Die Spielpartien wurden geordnet, ich verlor ſie aus den Augen, und konnte auch ſpäterhin nicht Gelegenheit zu einer traulichern Unterhaltung mit ihr finden, da ſie ſich in fremder Scheu von mir entfernt hielt, und erſt am Abend, als ich im zürnenden und klagenden Unmuth Abſchied nehmend vor ihr ſtand, leuchtete mir ihr Himmelsblick, in ſeiner freundlichen Klarheit, wieder ſüßen Frieden in die Seele, und ich ging ſtill beglückt nach meinem Zimmer.

Unſere hieſige Lebensweiſe iſt ſo eingerichtet, daß wir unſre Wirthin erſt des Mittags, kurz vor Tiſch, zu ſehen bekommen. Nun waren wir an einem dieſer Tage in der Nachbarſchaft zum Mittagseſſen geladen, und die Baronin ließ mich am Morgen fragen, ob ich mit ihr in ihrem Wagen fahren wolle. In der Zuverſicht, daß Deborah mit dabei ſein würde, nahm ich dies Anerbieten freudig

an. Denke Dir aber meine unangenehme Ueberraſchung, als ich, da ich zu der Baronin eintrat, ſie zum Wagen zu führen, nur ſie geputzt, und Deborah in einem Hauskleide fand, deſſen Einfachheit mir ihr Zuhauſebleiben verkündigte. Mein Geſicht mochte den Unmuth getäuſchter Hoffnung deutlich ausſprechen, und was mich völlig unwirſch machte, war, daß Armfeld und Weſtrall unter irgend einem Vorwand die Einladung abgelehnt hatten, und nun den ganzen langen Tag in ihrer Geſellſchaft zubringen durften. Ich ſtieg ſo übellaunig als möglich in den Wagen, und verhehlte der alten Dame mein Befremden über Deborahs Zuhauſebleiben nicht. „Mein Gott, lieber Herr Graf,“ antwortete ſie mir ganz ernſthaft, „bedenken Sie doch, eine Predigertochter in unſern Geſellſchaften! Wenn es noch ein Nachmittagsbeſuch wäre, ei ſo läßt man das auf dem Lande wohl mal ſo hingehen, und ich dürfte es um ſo eher wagen, meine Mamſell mitzunehmen, da ſie ein artiges, wohlerzognes Mädchen iſt; aber ein Diner! eine gebetene Geſellſchaft! nie würde man mir es vergeben, wollte ich es wagen, eine Bürgerliche darin einzuführen.“

„Wenn alſo Demoiſelle Lerſan, ſtatt wie jetzt,

eine der gebildetſten und geiſtreichſten Perſonen ihres Geſchlechts zu ſein, das albernſte, ungezogenſte und widerlichſte Geſchöpf, aber doch ein Fräulein wäre, ſo würde ſie heut mit von der Geſellſchaft ſein?“ fragte ich ſie ganz ruhig, und ob ſie gleich ſelbſt über die Folgerungen lachen mußte, und es fühlte, zu welchem beißenden Epigramm auf den Geiſt und den Ton ihrer Geſellſchaften ihre Antwort wurde, mußte ſie meine Frage doch bejahen. Sie gab mir in Allem, was ich ihr über die Unſinnigkeit dieſer Unterſcheidung ſagte, vollkommen Recht; allein ich ſeh' es ein, daß es mir, trotz ihrer beſſern Einſicht und des warmen Wohlwollens, das ſich Deborahs unwiderſtehlicher Zauber in dieſen wenigen Tagen ſchon von ihr gewonnen hatte, doch nicht gelingen würde, ſie zu irgend etwas Entſcheidendem für meinen Zweck zu führen. Ich würde aber in dieſem Fall, abgeſehen davon, was Deborahs Theilnahme an dieſen Geſellſchaften, die ohne ſie keinen Reiz mehr für mich haben können, mir gelten muß, auch für jedes andre fein gebildete Frauenzimmer in ähnlicher Lage alles Mögliche gethan haben, die Rechte ihres Geſchlechts und ihrer Liebenswürdigkeit geltend zu machen. Mein Standpunkt in der Ge-

ſellſchaft ſichert mir viele Mittel, meinen Endzweck zu erreichen, und ich habe damit angefangen, die ganze Geſellſchaft zu einem Ball einzuladen, den ich ſo glänzend wie möglich einzurichten ſuchen werde, und deſſen ehrfurchtsvoll gefeierte Königin ich Dir wohl nicht zu nennen brauche. Deborah ſcheint meine Abſicht zu errathen. Als ich ſie heut in Gegenwart der Baronin um den erſten Tanz bat, ſagte ſie mir lächelnd: „Sie wagen viel, Herr Graf, denn wer verbürgt Ihnen, daß ich einfaches Landmädchen einen Pas kenne? — Ich werde indeſſen ſuchen, Ihr Vertrauen zu rechtfertigen," ſetzte ſie muthwillig hinzu, „wenn Sie vorlieb nehmen wollen." Sie verneigte ſich hier mit einer komiſchen Naivetät, die ſie ſo allerliebſt kleidete, daß ich mich, trotz der Anweſenheit der Baronin, nicht enthalten konnte, ihre ſchöne Hand mit dem Ausdruck lebhafter Leidenſchaft zu küſſen.

Siebenter Brief.

Glaubſt Du an Feen und ihre Zaubereien? Nein — o ſo komm und ſieh dieſe Deborah, wie ſie in mannigfach wechſelnder Geſtalt jeden Reiz, jede Hoheit ihres Geſchlechts in ſich vereinigend, immer unnachahmlich nur mit ſich ſelbſt zu vergleichen iſt, und wenn Du dann gläubig vor dem Zauber ihrer himmliſchen Schönheit Dein Knie beugſt, ſo lerne den Geiſt kennen, der ſie belebt, und der, mit den erhabenſten Ideen, mit dem edelſten Heroismus befreundet, nur mit ihrer großen, tief und feurig fühlenden Seele ſich vergleichen darf, und Du wirſt huldigend bekennen, in ihr das Meiſterſtück der Schöpfung und ihr ſchönſtes Wunder erblickt zu haben.

Vorgeſtern war der Tag des Balls, von dem ich Dir in meinem letzten Briefe ſchrieb, und den ich in R. gab. Als ich den Wagen vorfahren hörte, der uns dorthin bringen ſollte und eilig aus meinem Zimmer trat, öffnete ſich in dem Gang vor demſelben eine Thür, von der ich geglaubt hatte, ſie führe zu einem unbewohnten Zimmer, und heraus trat

Deborah. Gott, wie ſchön war ſie! Ihr Gewand ein leichter Silberflor —, Haar und Bruſt mit jungen, halbaufgeblühten Roſen geſchmückt — die blendend weißen Arme mit Perlen umwunden — ich glaubte ſie noch nie geſehen zu haben, und ſank wie geblendet, unwillkürlich vor ihr nieder. . . . . .

In ſtolzem Triumph führte ich ſie hinunter. Ihre Erſcheinung traf alle meine zum Abfahren verſammelten Officiere, wie die eines Götterbildes; ſelbſt die alte Baronin konnte ſich nicht enthalten, ſie wohlgefällig zu betrachten, und ihr etwas recht Freundliches über ihre Geſtalt und ihren Anzug zu ſagen. Mit unbeſchreiblichem Liebreiz beugte ſie ſich erröthend nieder, die Hand der alten Frau zu küſſen, deren Herz ihr dieſer Abend vollends gewonnen hat. Sie thut ſich ordentlich auf die Schönheit ihrer Deborah und den Beifall, den man ihr allgemein zollt, etwas zu Gute, und hat einen wahrhaft mütterlichen Ton gegen ſie angenommen. Keine Tochter kann aber auch achtſamer und zärtlicher ſein, wie Deborah es gegen ſie iſt, und dieſe jungfräuliche Kindlichkeit im Betragen gegen ihre Beſchützerin iſt ein Reiz, der mich um ſo lebhafter anzieht, da er einzig ihrem Herzen angehört. Entzückt hab ich ſie

in den Wagen. Ich ſaß ihr gegenüber, ſo nah, ſo enge in einem ſo kleinen Raum, und doch war dieſer Raum jetzt meine Welt! Der freundliche, liebreiche Ton, mit dem die Baronin ſie mein Kind und liebe Deborah nannte, befreiete ſie von dem drückenden Zwang, den das Gefühl dienſtbarer Abhängigkeit bis jetzt ihrem gebildeten, edelſtolzen Geiſt angelegt hatte. Sie wurde lebhaft, munter, glücklich, und die Grazien ihres Scherzes und ihres Muthwillens hätten ihr ſelbſt dann mein lebhafteſtes Intereſſe gewonnen, wenn ich auch nicht in ihr die blühende Braut meines Herzens vergöttert hätte. Ich konnte mein Entzücken, meine unbeſchreibliche Freude an ihr nicht verbergen; meine Blicke ſagten ihr, was ich empfand, und ihre ſchönen Augen ruhten zuweilen mit einem ſo ſeelenvollen Ausdruck auf mir, daß ich davon wie von einem Wonneſchauer erbebte. Als wir in R. vor dem Gaſthauſe, wo die Geſellſchaft ſich verſammeln ſollte, vorfuhren, ſah ich einen Reiſewagen im Hofe ſtehen, an dem ich das Wappen der Fürſtin L. erkannte. Ich habe dieſe wegen ihres Geiſtes und ihres Kunſtſinnes berühmte Frau in Paris kennen lernen, wo ich meine angenehmſten Abende in ihrem Hauſe verlebte, und

mich ihrem engern Umgangszirkel anſchließen durfte. Sie war jetzt auf der Rückreiſe nach W., und ich freuete mich des Zufalls, der mich hier mit ihr zuſammen führte, um ſo mehr, da es mir gleich einleuchtete, wie trefflich ſie meinen Plan, Deborah in dieſer Geſellſchaft die ihr gebührende Stelle zu verſchaffen, zu unterſtützen vermöge. Ich ließ mich bei ihr melden, ward angenommen, mit der gewohnten freundlichen Güte von ihr empfangen, und erhielt das Verſprechen, dem Ball beiwohnen zu wollen. „Dies iſt um ſo mehr Pflicht, gnädigſte Frau,“ ſagte ich ihr, „da ich im Geiſt echter Ritterlichkeit dieſen Ball nur gebe, um der Schönheit zu ihrem Recht zu verhelfen.“ Ihre Neugierde ward gereizt; ich erzählte ihr von Deborah, und ſie verhieß mir lächelnd, daß, wenn dieſe nur halb ſo liebenswürdig ſei, wie ich ſie ihr ſchildere, ſie gern das Beiſpiel geben wolle, wie Geiſt und Adel der Sitte zu ehren ſei. Sie entließ mich, und ich ging meine nach und nach ankommenden Gäſte zu empfangen. Die Nachricht von der Anweſenheit der Fürſtin verbreitete ſich wie ein Lauffeuer, und es beluſtigte mich ſehr, dieſelben Frauen, die meiner Deborah ſo unhöflich als übermüthig begegnet hatten, jetzt in der Erwartung des

Eintritts der Fürſtin in verlegener Haltung zu finden. Endlich, als die ganze Geſellſchaft verſammelt war, erſchien ſie mit all dem vornehmen Ernſt ihres ehrfurchtgebietenden Anſtandes, reich und geſchmackvoll gekleidet. Ich ſtellte ihr die angeſehenſten Damen der Geſellſchaft vor. Deborah ſtand im Hintergrunde ganz vereinzelt, da ſich ihr die Fräulein alle vorgedrängt hatten. Das Auge der Fürſtin ſuchte ſie, und ein ſchnell auf mich gewandter Blick belehrte ſie, daß ſie ſie aufgefunden hatte. „Herr Graf,“ fragte ſie mich halblaut, doch ſo, daß alle Umſtehenden es hören konnten, „wer iſt denn die wunderſchöne junge Dame dort?“ — „Demoiſelle Lerſon, gnädigſte Frau, die Geſellſchafterin der Frau Baronin Eblauch.“ — „Wahrlich,“ ſagte ſie, zu dieſer gewandt, im Ton der Bewunderung, „wenn der Geiſt dieſes jungen Frauenzimmers nur einigermaßen dem ſeelenvollen Ausdruck ihres Geſichts entſpricht, ſo muß ich Ihnen, Frau Baronin, zum Beſitz eines ſolchen Schatzes Glück wünſchen.“ Die Baronin lobte den Charakter und die Talente Deborahs mit vieler Herzlichkeit, und die Fürſtin wandte ſich zu mir mit der Bitte, ſie mit Deborah näher bekannt zu machen. Ich ging zu dieſer, ſie der Fürſtin zu-

zuführen, und mit einem Anſtand, von dem ich bis jetzt geglaubt hatte, nur das Leben in der großen und feinen Welt könne ihn geben, trat Deborah vor, die Fürſtin zu begrüßen. Dieſe redete ſie ſehr verbindlich an, und Deborahs freiſinnige, geiſtvolle Antworten verwickelten Beide in ein Geſpräch, das nur von der beginnenden Tanzmuſik unterbrochen wurde.

Ich eröffnete den Ball mit der Fürſtin. „Wahrlich, Graf," ſagte ſie, indem ſie mir die Hand zum Beginn des Walzers reichte, „nie hätte ich geglaubt, daß ein Mädchen noch ſchöner ſein könnte, als ſie die feurige Begeiſterung ihres Anbeters malt; doch Ihre Deborah hat mich davon überzeugt. Glauben Sie nur nicht, daß ſie Ihnen ferner das Geringſte von der Freundlichkeit meines Betragens gegen ſie zu danken hat; es geſchieht Alles auf Deborahs eigene Rechnung, und Ihrer wird dabei nicht mehr gedacht."

Die Artigkeit der Fürſtin hatte auch wirklich ſchon ſo viel gewirkt, daß man es kaum mehr befremdend fand, als ich bei der erſten Ecoſſaiſe allen dieſen hoch- und hochwohlgebornen Damen vorüber ging, um ſie mit Deborah zu tanzen. Die

Fürſtin war gegen Alle ſo artig, wußte jeder Einzelnen etwas ſo Verbindliches zu ſagen, daß es unmöglich war, ſie nicht liebenswürdig zu finden; und doch mußte dieſe Freundlichkeit gegen Alle nur dienen, ihr Betragen gegen Deborah noch mehr hervorzuheben. Wenn die Frauen es überhaupt einmal unternommen haben, Jemand in einer Geſellſchaft zu heben und ihn geltend machen zu wollen, ſo haben ſie dazu eine Gabe, deren Feinheit wir Männer nur bewundern, aber nie uns aneignen können. Ihr Beiſpiel riß alle Damen fort; Deborah wurde beachtet, und glaube mir, wo es auch ſei, im glänzendſten Zirkel oder in der einfachſten Umgebung, immer wird dies ihren Triumph entſcheiden. Sie iſt durchaus unwiderſtehlich, und ihre Gewalt über Alles, was Menſch heißt, bewährte ſich auch an dieſem Abend. Zuerſt redete man ſie nur aus Neugierde, nur um das Beiſpiel der Fürſtin nachzuahmen, an; aber man endete damit, ſie ganz um ihrer ſelbſt willen auszuzeichnen.

Nach einigen Stunden äußerte die Fürſtin den Wunſch, einen Contretanz zu tanzen. Es wurde bei allen Damen herumgefragt, aber es fanden ſich nur zwei, die, kürzlich erſt aus einer Koſtſchule zu-

rück gekommen, dieſe Art Tänze kannten. Deborah bot ſich an, den vierten Platz als Figurantin einzunehmen, wozu ſich keine der anweſenden Tänzerinnen verſtehen wollte. Ich tanzte mit der Fürſtin, deren Grazie oft ſelbſt in den Pariſer Sälen bewundert worden iſt, Deborah mit Hüpken. Die Fürſtin begann den Tanz, und Hüpken übertraf ſich ſelbſt der ſchönen Frau gegenüber. Du erinnerſt Dich noch wohl, daß er an unſerm Hofe, wo der Tanz faſt zur ſchönen Kunſt erhoben iſt, für einen der beſten Tänzer gilt, und ſchon oft ein kleiner Wetteifer unter uns Statt gefunden hat. Der Beifall, den er hier allgemein erntete, verdroß mich, weil ich es in Deborahs Zügen las, daß ſie ihm mit Vergnügen zuſah, und ihre Unkunde des Tanzes mich, da ſie mir gegenüber ſtand, gegen ihn in Schatten ſtellen mußte. Urtheile aber von meinem Erſtaunen, als ich, da ſie die Reihe traf, ſie leicht, wie die jüngſte der Grazien, und kunſtvoll und geübt, als ſei ſie Terpſichore ſelbſt, zu mir heranſchweben ſah. Es iſt nicht möglich, daß ſich eine reizende weibliche Geſtalt anmuthiger darſtellen kann, als in dieſem Tanze, und eben ſo wahr iſt es, daß ich nie in einem Geſellſchaftsſaal ſchöner habe tanzen ſehen, wie Deborah

tanzt. Keiner in dem ganzen, uns umſtehenden Zirkel wandte einen Blick von ihr, und wir Andern tanzten Alle nur, ihr zur Folie zu dienen.

Ich näherte mich ihr nach Endigung des Tanzes, und ſagte ihr einige Worte des Entzückens über dies neu entdeckte Talent, von dem ich nicht begriff, wie ſie es entwickelt und geübt haben könne. „Erſt jetzt," ſagte ſie mir mit leichtem Spott, „da ich ſehe, welch' einen Werth dieſe mir höchſt gleichgültige Fertigkeit in Graf Guſtavs Augen hat, freue ich mich des Zufalls, der vor einigen Jahren einen franzöſiſchen Ausgewanderten in das Haus meiner Eltern führte, und ihn antrieb, ihre Gaſtfreiheit mit dem Unterricht, den er mir im Tanzen gab, zu vergelten."

Am Abend bei Tiſche ſaß ich zwiſchen Deborah und der Fürſtin. Witz, Scherz, heiterer Muthwille, alle Grazien der Unterhaltung ſchwebten um die Tafel. Die Fürſtin konnte es nicht müde werden, Deborah anzuſtaunen und anzuhören. „Von allen Wundern der Natur und der Kunſt," ſagte ſie mir, „die ich in den verſchiedenen Ländern Europens geſehen habe, wird Deborah mir das unvergeßlichſte bleiben, und meine an ſchönen Bildern ſo reiche Er-

innerung bewahrt doch keins, das nicht durch den Zauber ihrer Schönheit und ihrer Anmuth überſtrahlt wird.“

Spät in der Nacht trennte ſich die Geſellſchaft. Die Fürſtin umarmte Deborah mit herzlicher Innigkeit. Als ich ſie nach ihrem Zimmer führte, ſagte ſie mir ernſt: „Graf, Sie lieben Deborah, und ich begreife wohl, daß man ſie mit unendlicher Leidenſchaft lieben kann; aber ehe Sie als der ſchwarze Genius ihres Lebens vor ſie treten, und dies unendlich liebenswürdige Weſen zum Opfer einer eben ſo grauſamen als verführeriſchen Täuſchung weihen, bitte ich Sie, ſich ernſt zu fragen, welch ein Glück denn der letzte, ſtolze Sprößling eines ſo berühmten Geſchlechts, der Verlobte von Laura Silverhjelm, Deborah Lerſon zu bieten hat?“

Ich ſtand betreten vor ihr. Zum erſten Mal trat die Unſicherheit der Zukunft vor mich, und ich erbebte vor ihren finſteren Geſtalten. Die Fürſtin hob noch einmal warnend ihre Hand gegen mich, und verſchwand. Von einem Heer geſtaltloſer Schrecken umſtürmt und umfluthet, lehnte ich mich einſam an einen Pfeiler; aber bald hob ſich die Gewißheit und Wahrheit meiner Liebe ſiegend aus

dieſem Nebelmeer hervor, und jeder Zweifel ſchwand vor ihrer Allmacht. Noch hatte ich von Deborahs Lippen nie ein Wort der Liebe gehört, und doch war ich im lebendigſten Gefühl meines Daſeins nicht gewiſſer, als des Beſitzes ihres Herzens. So eine Ueberzeugung durchdringt die ganze Seele und ſchafft einen neuen Menſchen. Welches Opfer vermag Liebe nicht zu vergelten? Für jedes, das Liebe, wahre Liebe fordern und annehmen kann, muß auch in ihr Lohn und Erſatz ſein. Ich kehrte zu Deborah zurück, und ihr holder Anblick verjagte bald ganz dieſe kleinliche Verzagtheit an meiner eigenen Macht.

Ich führte ſie zum Wagen. In der kalten, finſtern Winternacht ſaß ich — ihre Hand in der meinigen — ſie mir ſo nah, daß ihr Athem mich umſäuſelte, wenn ſie ihre Rede an mich wandte. Die alte Baronin ſchlief bald ein; unſer Geſpräch ward leiſer und verſtummte endlich ganz. Ein heftiger Stoß warf Deborah an meine Bruſt; den glücklichen Augenblick benutzend, umſchlang ich ſie mit meinen Armen und drückte ſie an das glühende, nur für ſie allein klopfende Herz. Sie widerſtrebte ſanft; aber ſie nicht laſſend, lehnte ſie endlich den

Kopf ſanft an meine Bruſt, und ihre Hand ruhte warm in der meinigen.

So ſie in meinen Armen, an meinem Herzen haltend, verſunken im reinſten Genuß einer mir bis dahin unbekannten Wolluſt, war in mir überſchwängliche Fülle, und eine Stillung und Befriedigung aller Sehnſucht, deren Köſtlichkeit ich Dir nicht zu beſchreiben vermag. Es war 4 Uhr des Morgens, als wir zu Hauſe kamen. Die Baronin bot mir an, noch in ihrer Geſellſchaft Thee zu trinken, und als habe der Schutzgeiſt meines Glückes es ihr eingegeben, ſtand ſie gleich nach der erſten, ſchnell getrunkenen Taſſe auf, weil ſie ihrer Müdigkeit nicht länger Herr zu werden vermochte, und ihre Entfernung ließ mich mit Deborah allein. Mein Herz klopfte ſo ungeſtüm, daß es mich am Sprechen verhinderte; ſtumm warf ich mich in der heftigſten Leidenſchaft zu ihren Füßen — ich hob den Blick zu ihr empor — in ihren Augen glänzten Thränen — eine tiefe Bewegung ſprach aus ihren Zügen, und doch fühlte ich es, daß ſie keine Ahnung des Sturmes hatte, der in mir tobte. Dieſer heilige Friede ihrer Unſchuld weckte in mir ein Gefühl der Ehrfurcht gegen ſie, das ich nie geglaubt hätte, in ſol-

cher Lage empfinden zu können. „Deborah," ſagte ich ihr, „Du mußt es fühlen, wie ich Dich liebe, und kann mich die Hoffnung täuſchen, daß Dein Herz das meinige lange errathen hat, weil es mit ihm gleich zu fühlen vermag?"

Sie ward unruhig; bewegt wandte ſie ihren Blick auf mich, und ſenkte ihn dann erröthend nieder; doch plötzlich faßte ſie meine beiden Hände, drückte ſie an ihr Herz, und mit einem Blick, der tief in meine Seele drang, richtete ſie ſich ſtolz empor. „Nein," ſagte ſie, „dies Herz, das von jeher zu ſtolz war, um vor Gott und Menſchen je die leiſeſte ſeiner Regungen verläugnen zu wollen, ſoll jetzt bei dem heiligſten ſeiner Gefühle nicht von dieſer Wahrheit abweichen. Ja, Guſtav, ja ich liebe Dich unausſprechlich!"

Mit einem unendlichen Entzücken, mit einer ſeligen Rührung drückte ich ſie an mein Herz, und meine Lippen ſtammelten ihr mein Glück und meinen Dank. „Du weißt es nicht," fuhr ſie fort, „wie reich Dich dieſe Minute gemacht hat; aber Du wirſt dieſe Seele kennen lernen, die nun Dein iſt, und deren Schickſal auf eine Ewigkeit hinaus in dieſer Liebe begründet iſt."

Seit dieſem Augenblick weiß ich nichts mehr von dieſer Erde, als daß Deborah mein iſt. Die Liebe zu dieſem göttlichen Geſchöpf hat ihre Myſterien, die ich früher nicht einmal geahnet habe. Nie empfinde ich das, was ich empfinden zu müſſen glaubte, und mein Gefühl wird oft da, wo ich gewähnt hätte, Sturm und Gluth zu werden, eine ſtille Innigkeit, deren Natur und Weſen ich nicht begreife, die aber himmliſchen Urſprungs ſein muß. Wenn ich ſie in unſern einſamen Zuſammenkünften oft mit einer Sehnſucht, einer Inbrunſt erwarte, die mir die Bruſt zu zerſprengen drohen, ſo wird doch, ſo bald ſie erſcheint, mein Gefühl reine Anbetung, und ihr unerklärlichſter Zauber iſt dieſe Gewalt, die ſie über mich übt. Ich ſehe, ich höre ſie nie, ohne zu vergeſſen, wie unendlich viel mir noch zu wünſchen übrig iſt; doch kaum von ihr getrennt, erwacht auch die Gluth der verzehrendſten Leidenſchaft wieder, und meine Seele lodert in ihrer heißeſten Flamme. — Nein, kein Anderer könnte ſie lieben, wie ich ſie liebe! Vielleicht lieben nur Götter von Ewigkeit zu Ewigkeit, und es iſt dem Menſchenherzen nicht vergönnt, in dieſer hell ſtrahlenden Opfergluth fortzulodern bis zum Tode; aber

das fühle ich, ſollte dieſe Leidenſchaft einſt in meinem Herzen erlöſchen, ſo iſt es auch von ihr verzehrt, und für immer kalt und todt!

Achter Brief.

Die Fürſtin L. an Deborah Lerſon.

Ihre Bekanntſchaft, meine liebenswürdige Deborah, hat einen zu tiefen Eindruck auf mich gemacht, als daß er mir nicht den lebhafteſten Antheil an Ihrem Schickſal einflößen ſollte; einen Antheil, deſſen Wahrheit Sie nicht verkennen werden, wenn er mich gleich bewegt, Ihnen für den Augenblick der Gegenwart vielleicht wehe zu thun.

Sie ſind ſchön, liebe Deborah, ſo ſchön, daß ich mich nicht erinnere, je ein Frauenzimmer geſehen zu haben, das ich Ihnen vergleichen möchte; Sie ſind dabei geiſtvoll, liebenswürdig, talentvoll und gebildet, und die Natur hat alſo in dem ſeltenſten Verein Alles gethan, Ihnen die Ungerechtigkeit des

Glückes zu vergüten, das Sie ſo früh zur Waiſe machte, und Sie durch den Mangel des Vermögens in die, für einen Geiſt wie den Ihrigen, gewiß drückende Abhängigkeit von fremder Willkür ſetzte. Nie konnte auch ein Weib mehr zum Herrſchen und weniger zum Gehorchen beſtimmt ſein, wie Sie. Ich habe aber auch erkannt, welch eine Gewalt die Liebe über Ihr Daſein zu gewinnen vermag, und wie ſich in Ihrer gegenwärtigen Lage Alles vereinigt, dieſe Leidenſchaft zu Ihrem gefährlichſten Feind zu machen. Graf Guſtav liebt ſie; ich kenne den verführeriſchen Mann und ſeinen Leichtſinn in Bezug auf unſer Geſchlecht zu gut, um mir träumen zu laſſen, er werde Ihre Ruhe ſeinem Glück vorziehen, und doch kann die Erwiederung ſeiner Leidenſchaft Sie nur in's Verderben ſtürzen. Er iſt der Verlobte eines ſchönen, ſehr geiſtvollen und reichen Frauenzimmers, mit dem ihn der Wunſch ſeines Königs verbunden hat. Ein Bruch mit ihr würde alſo dem Grafen, mit der Gunſt deſſelben, beſtimmt alle die glänzenden Hoffnungen rauben, zu denen ihn ſein Stand, ſeine Talente und die Stufen, die er in ſolcher Jugend ſchon erſtiegen, berechtigen. Ehrgeiz war, ſo lange ich ihn kenne,

die herrſchende Leidenſchaft dieſer ruhmſüchtigen Seele; es wäre möglich, daß Ihr Zauber dieſen auf einige Zeit überwältigte, und den Gedanken in dem Grafen erzeugte, Ihnen Alles dies opfern zu wollen; allein Ihr heller Verſtand läßt es Sie gewiß einſehen, wie unglücklich Sie Beide durch die Annahme eines Opfers werden würden, das ihn vom Hofe entfernen, mit ſeiner Familie, deren Stolz ich kenne, entzweien, und ihn zur Dunkelheit eines ruhmloſen und entadelten Lebens verdammen würde. Wie unglücklich müßten Sie ſich fühlen, wenn Sie im ehrwürdigen Irrthum eines ſchönen, aber unerfahrnen Herzens ein Opfer angenommen hätten, das er während der Nüchternheit eines langen Lebens bereuen würde, dem Götterrauſch flüchtiger Stunden gebracht zu haben. Nein, Deborah, Sie ſind zu edel, um durch ein ſolches Opfer ſich und ihn zu erniedrigen. — Oder glauben Sie an eine ewige Liebe? — Vielleicht, ich ſollte ſagen, gewiß, widerſpricht Ihr Herz der Stimme meiner Erfahrung, aber es iſt doch unumſtößlich wahr, daß die Liebe mit all ihrem Schmerz und ihrem Glücke nur eine Jugendtäuſchung, nur ein Traum iſt, und daß noch nie die Reue ausblieb, wenn man ihr die Entſcheidung un-

ſers Schickſals überließ. Das Leben iſt ſo lang. — Die Zeit der Jugend und der Liebe darf nicht dem Lebenslauf eines Verſchwenders gleichen, der in wenig Minuten einen Reichthum verpraßt, mit dem er bis an ſein fernſtes Lebensziel ſich Wohlſtand und Genuß zu ſichern vermögen würde.

Und wird ſich ohne Ausſicht, ohne Wahrſcheinlichkeit einer rechtmäßigen Verbindung dieſe Liebe je mit Ihrem Glück vereinigen laſſen? Sie haben keine Mutter, keine ältere Schweſter; laſſen Sie dann, bei der lebhaften Theilnahme, die Sie mir eingeflößt haben, mich Sie warnen, und Ihnen den Abgrund zeigen, an deſſen Rand Sie ſo ſorglos wandeln. Die Gefahr iſt dringend. Ich bin ſtolz darauf, daß Welterfahrung und Weltleben mir nicht die Fähigkeit geraubt haben, die Friedlichkeit der Liebe in einem reinen Weiberherzen ganz zu begreifen und gerecht zu würdigen. Als Frau kann ich das; nur erwarten Sie nie von einem Mann eine gleich gerechte Würdigung; dies Geſchlecht iſt derſelben ſeinem ganzen Sinn und Weſen nach durchaus unfähig, und das Edelſte bleibt ihnen nicht unentadelt; das Reinſte nicht rein. Sie werden zu leidenſchaftlich geliebt, der Graf iſt zu liebenswürdig, als daß nicht

Unſchuld und Jugend ſelbſt Ihre gefährlichſten Feinde werden ſollten. Es gibt in Ihrer Lage nur ein einziges Rettungsmittel, und das heißt Flucht. Jedes Vertrauen auf Ihre eigene Kraft, auf Ihre Entſchließungen, Ihre Tugend, jede Erinnerung an die Reinheit Ihres bisherigen Lebens iſt hier ſtrafbare Kühnheit. Nach und nach werden Ihre Vorſätze ſchwinden, Ihre Kraft einſchlafen; die Liebe und die Verführungskunſt des Grafen werden Sie mit Ideen vertraut machen, die Sie mit Ihrer bisherigen Denkungsart und Anſicht der Dinge durchaus unvereinbar halten, ſo werden Sie ſich allmählig fortgeriſſen fühlen, bis Sie nichts mehr zu verſagen, nichts mehr zu opfern haben, und dann, Deborah, entreißt Sie nichts dem ſchrecklichen Fluch unſers Geſchlechts, nichts der grauſamen Barbarei des männlichen. Es iſt ein fürchterliches Naturgeſetz, aber ein unausweichbares, daß wir Frauen da, wo wir einen Glücklichen zu machen hoffen, ſtets einen Undankbaren finden. Daſſelbe Opfer, für das, ſo lange er es fordert und erwartet, dem Mann kein Preis zu hoch dünken würde, verliert, ſobald es gebracht iſt, allen Werth für ihn, und er glaubt ſich noch großmüthig zu zeigen, wenn er in der

Reflexion ein dankbares Andenken davon bewahrt, von dem ſein Herz aber nichts mehr weiß. Ein Mann kann ſich, verrathen, verlaſſen und betrogen, doch noch mit Vergnügen der Zeit erinnern, wo er geliebt wurde, da ihm in ihr die Erinnerung eines Sieges bleibt; aber eine Frau iſt gedemüthigt und ihr Selbſtgefühl geknickt, ſobald ſie ſich nicht mehr geliebt fühlt, da ſie ihren ſüßeſten Reiz, ihren anziehendſten Zauber verloren hat. Was bleibt ihr noch? ihre Schönheit? — Dies iſt ein Vorzug, den wir gerade mit dem verächtlichſten Theil unſers Geſchlechts am häufigſten theilen, und auf den allein wir, ohne unſrer Würde zu vergeben, nie einen Anſpruch gründen dürfen. Unſchuld, Reinheit, Treue und Wahrheit, das iſt der Zauber, der den Gaben unſers Herzens Werth gibt, und iſt er nicht zerſtört, ſobald wir ſchuldvoll erröthen gelernt haben? ſobald in unſerm Herzen und in unſerm Leben ein Punkt iſt, über den wir nie ganz wahr ſein können, ohne unſern Anſpruch auf vollkommene Hochachtung aufzugeben? Alle unſere Tugenden ſind Schweſtern; jedes von der Meinung und vom Geſetz nicht anerkannte und geheiligte Verhältniß der Liebe zwingt uns zu einer Verſtellung, die als letzte Huldigung

der beleidigten Tugend ſogar Pflicht iſt, aber nur zu leicht in Heuchelei ausartet, und dieſe verdirbt langſam, doch unausweichbar, den ganzen innern Menſchen. Deborah, ich wiederhole es noch einmal: Sie dürfen ſich die Kraft nicht zutrauen, mit dem mächtigſten Feind im Buſen des Menſchen ſcherzen, und mit der verderblichſten Flamme ſpielen zu wollen. — Hüten Sie ſich auch vor dem Wahn, von der Liebe ſelbſt Entſchädigung für die ihr gebrachten Opfer zu erwarten. Wir Frauen dürfen nie auf die Treue unſerer Geliebten hoffen, und Graf Guſtav iſt dazu nun noch ein ſo verzärtelter Liebling unſers Geſchlechts, daß es ihm nie an den gefährlichſten Verſuchungen fehlen wird, und der Schmerz, ihn zu verlieren, nur zu bald in Ihrer Seele das Glück, ihn beſeſſen zu haben, überwiegen würde.

Ich kenne Ihre Ausſichten in die Zukunft nicht; aber mich dünkt, daß Ihre gegenwärtigen Verhältniſſe Ihnen keine wahrſcheinliche Hoffnung zu einer Ihrer würdigen Veränderung Ihrer Lage geſtatten, da ich eine ſo ſeltene Schönheit nicht beſtimmt halten kann, einſam und unbemerkt zu verblühen, oder wohl gar die Frau eines Landpredigers oder eines

einfachen Landmanns zu werden. Trotz dem, was man mir von Ihrer Erziehung und Ihren Eltern geſagt hat, die Beide ihre Jugend in der großen Welt verlebten, iſt es mir doch ein Räthſel, wie Sie das Weſen haben werden können, was Sie ſind. Alles an Ihnen ſteht mit Verborgenheit und Bürgerlichkeit im Widerſpruch, und ich finde zwiſchen Ihnen und Ihrem Stande ein Mißverhältniß, das, wie mich dünkt, nur auf eine einzige Art ausgeglichen werden kann. Weihen Sie ſich der Kunſt, die Ihnen mit gänzlicher Unabhängigkeit zugleich die genußvollſte und glänzendſte Zukunft verbürgt. Sie wiſſen vielleicht, daß mein Mann, in Verbindung mit mehreren unſerer Großen, die Leitung unſers Hoftheaters übernommen hat, und daß ich Ihnen die vortheilhafteſte Anſtellung zuſichern kann. Ihre Schönheit, Ihr Anſtand, Ihr herrlicher Sprachton und Ihre Geiſtesbildung ſichern Ihnen einen Ehrenplatz unter den erſten Künſtlerinnen Europa's. Jedes Mittel, Ihre Talente auszubilden und Ihren Geiſt mit Kenntniſſen zu bereichern, ſteht Ihnen dann in hoher Vollkommenheit zu Gebot; jede Huldigung, die der Weiblichkeit zu ſchmeicheln vermag, iſt Ihnen dann ſicher. Die Kunſt beſiegt jedes

Vorurtheil, mit dem Sie jetzt in Ihrem geſelligen Leben zu kämpfen haben, und Ihre Grundſätze und Ihr Charakter werden Ihnen auch als Frau die hohe Achtung ſichern, die man der echten Künſtlerin nie verſagt.

Ich liebe das Theater leidenſchaftlich, und der Genuß ſeiner Kunſtdarſtellungen iſt der einzige, zu dem ich mit immer gleicher Liebe und Freude zurückkehre; doch iſt mein Rath uneigennützig und mir liegt mehr daran, Sie zu retten, als Sie unſerer Bühne zu gewinnen, ſo viel ich mir auch darauf zu Gute thun würde, der Kunſt eine ſolche Geweihte gewonnen zu haben.

Ich bleibe acht Tage in N. Schreiben Sie mir ein Wort, und ich ſende Ihnen eine meiner Kammerfrauen zu Ihrer Abholung, und Sie gehen dann mit mir nach W., wo die Zukunft Sie, wie ich fühle, von der Wahrheit meiner achtungsvollen Theilnahme an Ihrem Geſchick überzeugen wird.

Neunter Brief.

Deborah an die Fürſtin L.

Vermöchte ich es doch, Ihnen, gnädigſte Frau, den Dank meines durch Ihre Theilnahme tief gerührten Herzens ſo lebhaft auszudrücken, wie ich ihn empfinde! Die edle, großſinnige Fürſtin L. wird mir aber auch verzeihen, wenn ich, trotz der Unvergänglichkeit, mit der ſich Ihr ſchönes Bild und Ihre edle Sorge meiner Seele eingeprägt haben, den Willen bewahre, dem Ideal des Glücks, das ich allein zu erſtreben wünſche, treu zu bleiben.

Zu ſtolz, um ein Gefühl, das ich mir ſelbſt eingeſtanden habe, vor irgend Jemand verläugnen zu wollen, am wenigſten vor Ihnen, der ich in inniger Verehrung und Liebe mein Herz und mein Leben ganz enthüllen zu können wünſchte, geſtehe ich es offen, ja, ich liebe Graf Guſtav, wie ich von ihm geliebt werde, und wenn das Glück der Zweck des Menſchenlebens ſein dürfte, ſo würde ich mit Entzücken die Seinige, trotz dem, was Sie für den Adel des menſchlichen Herzens leider mit zu vieler Wahrheit über die Vergänglichkeit dieſer

himmliſchen Blüthe aller Erdenſeligkeit ſagen. Jetzt aber ſteht ein unüberwindliches Hinderniß zwiſchen uns, **mein Wille**, und dieſer kann, glauben Sie mir, edle Fürſtin, **nie** gebrochen werden. Nie werde ich von Graf Guſtav ein Opfer annehmen, das ihm die Ehre, dies höchſte Geſetz des Mannes, zu bringen verbietet, da ſein Wort und ſeine Hand für eine Andere ſeinem König verpfändet ſind. Vielleicht werde ich deßfalls aber doch nie die Kraft haben wollen, dieſe Liebe äußern Verhältniſſen zu opfern; beſtimmt aber habe ich die, meinen Grundſätzen und meinem Willen treu zu bleiben. Wenn Sie je das Gegentheil erfahren, ſo treffe mich die Schmach Ihrer verwerfendſten Nichtachtung.

Empfinden nur heißt mir leben, und je tiefer und ſtärker meine Empfindung wird, je kräftiger und edler wird in mir das Gefühl des Lebens, je mehr ſtärkt ſich meine Seele, je vertrauter wird ſie mit wahrer Größe, und je mehr verlieren die Zufälligkeiten des Glückes ihre Macht über mich. Eine ſtille, ruhige Gleichförmigkeit leitet die meiſten Menſchen am ſicherſten und beſten durch das Leben; ich fühle das mit gerechter Anerkennung ihres Werthes; aber ich will die Tiefe des Lebens, das wun-

derbare Geheimniß unſers Daſeins, anders erkennen, anders ergründen, als ſie. Nur in der Fülle eines tief bewegten Herzens, nur in der Begeiſterung des Glückes, oder im vollen Gefühl des Schmerzes erfaſſe, empfinde, begreife ich mich am klarſten, und ſage mir ſtolz und feſt: ich bin's, — weil meiner Seele, in ihrem hoffnungsloſeſten Weh, dann noch das himmliſche Gefühl reger Kraft und Freiheit bleibt.

Auch ich, verehrte Fürſtin, fühle den Widerſpruch zwiſchen meiner äußern Lage und mir ſelbſt, deſſen Sie in ihrem Briefe erwähnen; aber er verwirrt mich nicht, weil es nur ein äußerer Widerſpruch iſt. Vom Leben habe ich nie etwas anders gefordert, als einige erhabene Ideen für meinen Geiſt, und einige unvergeßliche Erinnerungen für mein Herz. Die Erſtern hat mir die Vergangenheit gegeben; die Letztern ſammle ich in der Gegenwart ein — ich fürchte die Zukunft nicht mehr. —

Die Laufbahn, die Sie mir eröffnen, reizt mich eben ſo wenig, als ſie mich blendet. In einem höhern Range würde ich den mir vom Schickſal angewieſenen Platz würdig zu behaupten wiſſen; aber jetzt vom blinden Glück erſchmeicheln und erliſten zu

wollen, was es mir an den Zufälligkeiten äußern Schimmers entzieht, und ihm dadurch einräumen, daß es die Macht habe, mich höher zu heben, als ich durch mich ſelbſt zu ſtehen vermag — nein, nein, nie und in keiner Lage würde ſich mein Stolz dazu erniedrigen, und ſtets würde ich es verſchmähen, von meinen Reizen und meinen Talenten einen Standpunkt zu erborgen, auf den mich meine Seele und mein Charakter nicht zu heben vermöchten.

So bin ich, ſo fühle ich, und nun entſcheiden Sie ſelbſt, gnädigſte Frau, ob ich für die Beſtimmung paſſe, für die Sie mich geſchaffen glauben. Wie aber auch Ihr Urtheil über mich laute, ſo erwarte ich von Ihrer Großherzigkeit die Gerechtigkeit des Vertrauens, daß ſich mein Herz Ihrer Achtung werth zu erhalten wiſſen wird.

Zehnter Brief.

Graf Guſtav an Deborah.

Du biſt fern von mir, Abgott meiner Seele, und fern iſt von mir jeder Gedanke an Ruhe bis

ich Dich wiederſehe. Seit 24 Stunden erſt biſt Du abweſend, und ſchon dünken ſie mich eine Ewigkeit. Wie ſchmachte ich nach Deiner Rückkehr, nach dem Augenblick, Dir in glühenden Umarmungen wieder ſagen zu können, wie ich Dich anbete! Trotz der Abweſenheit bin ich bei Dir — ich ſehe Dich — ich höre Dich — ich drücke Dich an meine Bruſt, und die Liebe lodert in ihrer feurigſten Gluth, in ihrer verzehrendſten Sehnſucht in meinem Herzen!

Wie lange habe ich denn um Dich, bei Dir gelebt, meine Deborah? Acht Wochen! iſt das möglich! in acht Wochen konnte ſo viel Seligkeit ſich zuſammenhäufen! Allmacht der Liebe, das iſt Dein Werk! O Deborah! Du mußt ſelig ſein wie ein Engel des Allerhöchſten, im Bewußtſein, mich ſo ganz, ſo unausſprechlich glücklich gemacht zu haben.

Warum kann ich Dir nicht ſagen, wie ich Dich liebe! Zauberin, Engel, Schönſte aller Erdentöchter! Du, um deren Beſitz Unſterbliche die Erde zu beneiden vermöchten, wie ſoll ich es Dir ſchildern, dies neue Daſein, das Du mir gegeben haſt! Alle meine Empfindungen ſind Glück — ſelbſt die Unruhe, die Tantalus-Qual, in der Du mich verſchmachten läſſeſt, iſt Wolluſt. Das Leben brauſet

kühn und ſtolz in allen meinen Adern, und wie der Donnerſturz meiner vaterländiſchen Dal-Elf möchte ich mich freudig in Gefahr und Kampf ſtürzen. Zu Allem, was nur je dem Menſchen als Heroenthat, als Heroenwille erſchienen iſt, fühle ich in mir Kraft und Muth, und dann mitten in dieſem Brauſen, dieſem ſtolzen Titanenjubel wird es in mir ſanft und ſüß und ſtill, wie Nachtigallgeſang und Mondesſchimmer. Deine heiligen Augen — der Zauber Deines Friedens, Deiner Liebe — Deborah, eine Welt könnt' ich erobern, mit Löwen möchte ich kämpfen, und doch iſt mein Auge naß.

Nein, nie gab die Natur einem weiblichen Weſen größere Fülle des Reichthums, einen Mann zu beſeligen, als Dir, ihrer Auserwählten, ihrer erkornen Lieblingin. Und Du ſollteſt nicht mein ſein, mein werden? Du ſollteſt den Ruf Deiner wahrſten und beglückendſten Beſtimmung ſo ganz verkennen? Wir ſollten wieder von einander getrennt werden, und mein ganzes künftiges Leben dahin ſchwinden, ohne daß einer jener Augenblicke wieder käme, in denen das überwallende Entzücken Gott dankte, daß er mich geſchaffen hatte! Nein, Du gehörſt mir, und mein mußt Du werden, ganz mein,

mit allen Deinem Zauber, mein für Zeit und Ewigkeit! O, Deborah! ich habe früher nicht gelebt! Alles iſt vergeſſen, Alles ausgelöſcht aus meinem Gedächtniß, was ich früher zu genießen und zu empfinden geglaubt habe. Nur Du biſt in meinem Herzen; nur Dein Bild in jedem Blutstropfen, der in meinen Adern wallt! Ich habe nur Leben, nur Empfindung und Muth, nur Kraft und Jugend, um Dich zu erringen. Verſenken will ich mich in all Deine Liebe, in all Deine Schönheit, ſie um mich ſammeln dieſe Bilder der köſtlichen Lebensmomente, und ſo Dich in das Innerſte meines Herzens und meines Daſeins aufnehmen, damit die friſche, lebendige Gluth meiner Liebe Dich erfaſſe, und alle Deine Kälte, all Dein Widerſtand mit ihrem Strom dahin fluthe.

Du mußt es wiſſen, Du mußt es fühlen, Deborah, wie durchaus unentbehrlich Du mir geworden biſt! Wie ich nur in Dir, nur für Dich lebe, und ungetheilt Dein bin ich mit jeder Wallung, jeder Regung des Lebens in mir.

Die Zeit meines Abmarſches rückt heran; vielleicht zwingt mich der nächſte Tag, von hier zu gehen. Kannſt Du es Dir denken, daß wir von ein-

ander getrennt noch fort zu leben vermöchten? Wiederklingt in Deiner Seele keine Saite den Seufzer meines Verlangens? Fühlſt Du nicht mit mir dieſelbe Sehnſucht, denſelben Schmerz? Gibt es für uns in unſern Wünſchen noch ein getrenntes Daſein?

Und was ſteht denn trennend zwiſchen uns? — Menſchenſatzung und ein leeres Vorurtheil, das, da es mit allen von Gott ſelbſt uns eingepflanzten Trieben und Neigungen im Widerſpruch ſteht, nicht Tugend ſein kann. Wirſt Du weniger mein Weib ſein, weil die Welt nicht weiß, daß Du es biſt? Gilt Dir Gottes allſehendes Auge, gilt Dir die Treue und die Ehre Deines Geliebten nicht ſo viel, als eine leere Ceremonie? Deborah, meine angebetete Deborah, fehlt Dir der Muth, glücklich ſein zu wollen? Fehlt Dir der Wille, mich, den Mann Deines Herzens, glücklicher machen zu wollen, wie es je ein Staubgeborner war? Wähnſt Du, daß das Hirngeſpinſt einer erlogenen Moral Dir je Erſatz werden kann für das Bewußtſein, mich von Dir geſtoßen zu haben? — Oder fürchteſt Du, unſre Liebe ſei einer jener vergänglichen Jugendträume, deren Nichtigkeit der Menſch nicht ein gan-

zes Leben mit allen ſeinen Wünſchen und Hoffnungen aufzuopfern berechtigt ſei? — Könnte ich dies mit Dir fürchten, ich wollte verſtummen und fern von Dir der Gottheit fluchen, die das Heiligſte in uns zum ſpottenden Betrug erniedrigte — aber, nein! wenn es in der Natur Kräfte gibt, die im ewigen Wechſel auf einander wirken; wenn ſie, die Mächtige, Bande hat, die unzerreißbar feſſeln, ſo ſind wir unzertrennlich verbunden, und wer uns von einander ſcheiden wollte, müßte die ewigen Geſetze der Schöpfung ſelbſt zerſtören. Kannſt Du die Luft ſpalten, die wir vereint einathmen? Kannſt Du die Erde von einander reißen, auf der wir ſtehen? Und ſind unſre Herzen nicht unauflöslicher vereint, als es das Lebloſe und Irdiſche mit einander zu ſein vermag? — Vertraue doch Deinem Geliebten, vertraue der Liebe. Rufe es zurück das Andenken des erſten, unbewußt und doch zitternd empfangenen Eindruckes — des erſten Aufblitzens der ſeligen Hoffnung geliebt zu ſein — des Wonneſchauers der erlangten Gewißheit — des erſten Kuſſes — der erſten ruhigen Umarmung — gedenke der heiligen Stunden, wo Du tief in meine Seele blickteſt, wo das Herz dem Herzen anvertraute, was

ihm nie vertraut worden war, und dann, wenn Deine Seele alle dieſe ſeligen Erinnerungen in ſich belebt hat, dann empfange den Schwur Deines Geliebten, Dein zu ſein für dieſſeits und jenſeits — nur mit Dir, nie ohne Dich lebend und ſelig. —

Du weißt um alle meine Verhältniſſe; Du weißt, daß der Wille des Königs und der Wunſch meines Vaters ein Band um mich geſchlungen haben, das ich nicht zerreißen kann, ohne von der Ungnade des Königs meinen Abſchied zu erhalten, und meinen edlen Vater tief zu betrüben. — Was bedeutet das Alles aber gegen Deinen Beſitz? Sage mir, daß Du den Mann, der ſein Wort und ſein Vaterland der Liebe opfert, noch achten kannſt, und ich zerreiße ſie alle dieſe läſtigen Feſſeln, um Dein zu ſein. Das Wort, das Dich ihm zu eigen gibt, kann Dein Geliebter unter jeder Bedingung nur mit Entzücken hören, und keine Reue kann ein Herz ergreifen, das in Dir Alles findet, was das Leben zu adeln und zu beglücken vermag.

Willſt Du dies aber nicht, ſo willige ein, mir zu folgen. Ich habe am Ufer des Mälar-Sees ein kleines Gut — ſchattenreich, freundlich und einfach

iſt das Häuschen — die Gegend himmliſch — Deborah, weihe es ein zum Tempel des ſeligſten Glückes, und der unvergänglichſten Liebe. Laß einer Andern den Namen, den kalten, den nichts bedeutenden Namen, der ihr meinen Rang ſichert; nie, ich ſchwöre es bei dem ewigen Gott, und ſein gräßlichſter Fluch treffe mich, wenn ich dieſen Eid breche, nie ſoll mein Herz eine Andre als Gattin anerkennen, nie meine Arme ſie umfaſſen, wenn Du mein biſt. Nur Dir will ich in heißer Liebe und feſter Treue angehören.

Deborah, täuſche Dich nicht; es iſt hier nicht blos von dem Glücke Deines Geliebten die Rede; ſein ganzes Daſein ſteht auf dem Spiel. Du haſt meiner Seele ihre Schwungkraft wieder gegeben, und in Deinen Armen habe ich den Werth des Berufes, ein freier, zuverläſſiger Sohn meines Vaterlandes zu ſein, neu erkennen und höher würdigen gelernt. Zerſtöre nun nicht ſelbſt, was Deine Liebe geſchaffen hat. Ich kann Dich nicht verlieren, ohne mich ſelbſt zu verlieren. Bedenke das. Sei nicht grauſam! Höre die Stimme der Liebe in Deinem Herzen; ſie verkündet Dir den Beruf, den Dir der Himmel gab. Alle dieſe bis jetzt ungenoſſen entflo-

henen Stunden, ſind ſie nicht ſchon ein Verbrechen an dem Heiligthum unſers Glückes?

Eile, o eile zurück, Seele meines Lebens, meine Gottheit, mein Schickſal, mein Alles! Kehre wieder, laß Dich an dies klopfende Herz drücken, blicke mir in's Auge — ſie muß, ſie muß in Dich übergehen, dieſe Gluth meines Herzens; ſie muß Dich ergreifen, und zu einer Flamme vereint, müſſen wir zuſammen, ein Dankopfer der Gottheit, die uns ſchuf, empor lodern!

Elfter Brief.

Deborah an Graf Guſtav.

Dein Brief, Guſtav, hat mich ſo reich gemacht, wie es nur immer hienieden ein Herz zu werden vermag; aber mit der vertrauenden Freudigkeit der innigſten Liebe ſage ich es auch, ich war werth, Dich zu finden! Was iſt alle Menſchengröße, wenn ſie nicht zur innern Anſchauung wird, und was wird ſo zur Anſchauung, als Liebe? —

Mein Einziger, was vermöchte uns zu trennen? Ich bin Dein, wie Du mein, und wenn wir an den fernſten Polen lebten, würden wir nicht in Einer Liebe vereint bleiben? — Möchteſt Du Dich aber ſo erniedrigen, den Werth meines Herzens ausſchließlich an meinen Beſitz binden zu wollen, dann weh Dir! weh mir! denn zwiſchen uns ſteht das Verhängniß, deſſen Gewalt über das äußre Leben dem Widerſtrebenden furchtbar feindlich werden würde. —

Die Umgebung, in der Du mich kennen lernteſt, hat Dich über mich getäuſcht; ich bin nicht das unerfahrene, in einſamer Abgeſchiedenheit aufgewachſene Landmädchen, wofür Du mich nahmſt, weil ich mich Dir dafür geben mußte; der Lebenskreis, in dem Du mich fandeſt, nicht der, den mir das Schickſal bei meiner Geburt anwies; allein ein Schleier, den mir ein Eid zu lüften verbietet, liegt über meiner Geſchichte; er verbindet mich, meinen Namen und mein Vaterland zu verbergen, und ich darf Dir daher nur den Gang meiner Bildung, nur die Richtung meiner Empfindungen, nicht die Begebenheiten meines äußern Schickſals entdecken.

Meine Mutter war eine ſeltene Frau. Groß

durch ihren Geiſt, vor dem die ſcharfſinnigſten Männer ſich bewundernd beugten, und der die Zügel eines Reichs glorreich zu führen verſtanden haben würde; noch größer durch die fleckenloſe Reinheit ihres Lebens auf einem Standpunkt, wo die Meinung und das allgemeine Beiſpiel dieſer Schuldloſigkeit durchaus keinen Werth beilegten, und wo man Weiberſchönheit und Weiberwerth nur in dem Maß achtete, als der Geiſt ſie für ſeine Pläne zu benutzen, und durch ſie die Männer für dieſe zu gewinnen wußte. Es ſchien mir beſtimmt, einſt in denſelben Verhältniſſen leben zu ſollen, und man ſah in der Schönheit, die man früh in dem Kinde zu entdecken glaubte, gleichfalls nur ein Mittel zur Beförderung dieſer Zwecke. Ich ward wie ein Knabe unterrichtet, und nur in den zarteren Rückſichten, in den Schmeicheleien, die man mir ſagte, und den Auszeichnungen, die mir zu Theil wurden, lernte ich mich als Frauenzimmer kennen und fühlen.

Meine Mutter konnte mir den Anblick der rund um uns allgemein herrſchenden Freigeiſterei, der feinſten und alſo auch verderbteſten Sinnlichkeit nicht entziehen; es war daher ihre erſte Sorge, mir durch unausgeſetzte Uebung unbedingte Herrſchaft des Wil-

lens zur eigenthümlichſten Natur zu machen, und meinen Verſtand in eben dem Maß aufzuklären, als mein Herz ſich erwärmte. Sie überzeugte mich, daß es für unſer Geſchlecht nur ein Glück gebe: ungetrübte Reinheit des Bewußtſeins. Um uns dieſes Glück zu erhalten, gebe es zwei Wege; der eine ſei der Weg der Natur und der Einfalt, und glücklich das Mädchen, deſſen unbemerktes, in der Umſchirmung des elterlichen Hauſes ſanft verfließendes Leben ungeſtört auf ihm vergleite. Dieſe Unſchuld und Einfalt ſei der eigenthümlichſte Reiz des Weibes, und ſein holdeſter Zauber, der durchaus ſo wenig um ſich ſelbſt, als um irgend eine Gefahr, eine Verſuchung wiſſe; er könne deßhalb aber auch nur der Unwiſſenheit und der von keinem Nachdenken über ſich ſelbſt und das Leben je geſtörten Kindlichkeit eigen ſein, und daher auch nur in der Stille des Landlebens, oder in der glanzloſen Beſchränkung des Mittelſtandes, bewahrt werden. Mich, beſtimmt in der großen Welt zu leben, und gewiß, mich jedem Kunſtgriff männlicher Verführung ausgeſetzt zu ſehen, dürfe ſie nicht in dieſem goldnen Alter der Kindlichkeit erhalten, nicht für den ſtillen, in ſich ſelbſt geſchloſſenen Cyklus eines ſo einfachen Lebens

bilden. Grundſätze, Menſchenkenntniß und bis zur Unüberwindlichkeit geſtärkte Willenskraft waren die ſchützenden Führer, die ſie mir zuzugeſellen ſtrebte.

Ich ward frühe in die Welt eingeführt, und lernte in ihr das ganze Gewebe weiblicher Eitelkeit und Schwäche, und alle Kunſtgriffe männlicher Verführungskunſt kennen und mit ihnen ſpielen, um ſie deſto ſicherer zu beherrſchen. Mein Herz war ſtumm, und eben daher konnte mein Geiſt dieſe Verhältniſſe deſto ſchärfer und richtiger auffaſſen, und in ihnen das Gemachte von dem Wahren unterſcheiden.

Zu früh verlor ich die edelſte der Mütter. In ihrer Todesſtunde empfing ſie mein Gelübde, die Grundſätze, die ich ihr verdankte, nie der Liebe opfern zu wollen, und der Unverbrüchlichkeit meines Wortes gewiß, entſchlief ſie ſanft in meinen Armen.

Nichts von meiner Trauer um ihren Verluſt. Ich hatte noch viel zu verlieren. Das Schickſal entriß mir Alles; doch ſeine Größe verſöhnte mich mit ſeiner Härte.

Guſtav, ich hatte ein Vaterland! ein Vaterland, das ſeine Töchter lieben durften wie ſeine Söhne, und wie ſie, gleich dieſen, ja auch Gott lieben. Als Kind ſchon war ich Zeugin von Sce-

nen, wo Tauſende ſich im lauten Jubel der Begeiſterung vereinigten, und das volle herrliche Daſein eines glorreichen Kampfes für daſſelbe alle Herzen erhob.

Ich habe Männer bluten und fallen ſehen. Ihr Tod war das Kleinod ihres großherzigen Lebens; ihr letzter Blick fiel auf fliehende Feinde, und die Stelle, wo ſie ruhen, wird ewig ein Heiligthum der durch ſie geadelten Menſchheit bleiben.

Aber ich verhülle mein Haupt und ſchweige. Frage mich nicht, welcher Wechſel mich von dieſen Auftritten hinweg nach dem einſamen M. führte. Dem regſten Gewühl, der lebendigſten Thätigkeit mit einem Mal entriſſen, war ich hier allein mit der Natur, die ich hier zuerſt verſtehen und lieben lernte. Ein ſtilles Leben der Sehnſucht und der Frömmigkeit war in mir entglommen — da ſah ich Dich!

Seit dem erſten Blick habe ich Dich mit der ungetheilten Kraft eines ſtarken Herzens geliebt, deſſen Energie ſich früher ſchon in Gefahr und Schmerz und Schickſalswechſel, in allen heiligen und frommen Regungen des Gemüths, doch nie in der Liebe zu einem Mann erprobt hatte. Als ich Dich, von dem ich in M. auf immer zu ſcheiden gewähnt

hatte, nach dem Tode meiner Pflegemutter hier ſo unvermuthet wieder fand, glaubte ich dies als einen Wink des Schickſals ehren zu müſſen, das dieſe Liebe zu meiner Beſtimmung machte. Zu ſpät erfuhr ich, Du ſeiſt einer Andern verlobt, und auch von meiner Seite warf das Verhängniß auf eine Weiſe, die Du nie errathen wirſt, ein unüberſteigliches Hinderniß zwiſchen uns. Da, Guſtav, da prüfte ich mich ernſt, ob ich Dich fliehen und unſere Liebe der Berechnung fremder Pläne und einer kalten Vernunft opfern ſolle — aber ich fühlte mich ſo wahr, ſo heiß von Dir geliebt; — im weiten Reich der Dinge und der Möglichkeit gab es durchaus nichts, was uns je Vergütung dieſes Opfers zu gewähren vermochte, und möchteſt Du mich jetzt darum ſtrafen wollen, daß ich dies glaubte und fühlte? — — aber doch, Guſtav, würde mir die Macht dieſer Liebe nie eine Rechtfertigung für die Freiheit gedäucht haben, mit der ich mich ihr hingab, wenn ich mir nicht gegen mich ſelbſt, gegen Herz, Liebe und Schwäche, eine ſichere Schutzwehr gegeben hätte.

Ich kann nie Deine Gattin werden. Nie darfſt Du mir ein Opfer bringen, das ich erröthen müßte

anzunehmen und das meine Liebe ſelbſt in ihrem Heiligſten, in meiner Achtung für Dich verletzen würde; doch auch die Liebe darf Dir nie gewähren, was Du forderſt, und Du fühlſt gewiß, wie wenig es Deiner Deborah ziemen würde, entadelt vor der Meinung und ihrem eigenen Bewußtſein zu leben.

Nie bin ich gegen die Gefahr blind geweſen, der mein Herz und die verführeriſche Macht, Dich beglücken zu können, mich ausſetzten; aber in der Seligkeit des erſten Kuſſes, mit dem Dir meine bebende Lippe das Geſtändniß meiner Liebe ſtammelte, habe ich mir ſelbſt mein Ehrenwort gegeben und gebe es jetzt auch Dir, daß die Stunde meines Falles die letzte meines Lebens ſein ſollte. Ich weiß, Du achteſt Deine Deborah, und kannſt alſo keine Minute wähnen, daß ſie verächtlich genug werden könne, ein feſt und freiwillig gegebenes Ehrenwort unerfüllt zu laſſen. Welchen Bürgen könnte ich Dir für meine Treue bieten, wenn ich gegen mich ſelbſt treulos zu werden vermöchte? —

Begreifſt Du nun die Ruhe, mit der ich oft in einſamer Mitternacht in Deinen Armen lag und die Macht des unbeſiegbaren Entſchluſſes in mir? — Noch einmal, Guſtav, ich liebe Dich, und fühle

es tief im Herzen mit Schmerz und Entzücken, daß ich nur in Deinem Glück das meinige zu finden vermag. Meine Kraft zum Widerſtand kann ſich erſchöpfen, und welche Heilige dürfte, mit der Gewißheit des Sieges, in ſolchen Kampf zu gehen wagen? Aber Du kennſt nun den Kaufpreis, um den Du mich von mir ſelbſt erkaufen mußt. Ich kann für Dein Glück ſterben, aber nie entwürdigt leben. Gewiß iſt es, daß ich von heut an jeden andern Schutz von mir weiſe, als den, den ich nach dieſem Geſtändniß von Dir ſelbſt zu hoffen habe.

Und die Zukunft? — Ja, Guſtav, es iſt furchtbar, aber wahr, ſie wird uns von einander entfernen, aber kann ſie uns trennen? und möchteſt Du die hohe Seligkeit dieſer Liebe nicht genoſſen haben, weil ihr Kelch Deiner Lippe entſinkt, ehe er geleert iſt? — Das Leben ſelbſt iſt klein; aber es hat göttliche Minuten, die in uns das Gefühl höherer Menſchenwürde wecken und ſtärken, und durch die Harmonie der Liebe uns zu Bürgern einer beſſern Welt weihen. — Und haſt Du dieſe Weihe höherer Thatkraft und unerſchütterlichen Muthes nicht in meinen Armen, an dieſem Dich ſo unausſprechlich und einzig liebenden Herzen empfangen, ſo haſt Du mich nie ge-

liebt, und dann wäre der Fluch des Unglaubens an Menſchenwerth mein ſchreckliches Loos

Morgen reiſen wir ab. Der erſte Blick auf Dich wird mir mein Schickſal verkünden — möge er mir ein Blick der Liebe und der Freude ſein!

Zwölfter Brief.

Guſtav an Leo.

Kannſt Du es begreifen, wie gewaltſam mich Deborahs Antwort durch und durch erſchüttert hat? — Unwiederbringlich dahin ſind nun jene ſchönen Minuten der Liebe, wo ſich Hoffnungen an Erinnerungen reihen, und jede Erfüllung neue, ſchon im Entſtehen ſüßere Hoffnung erregt! Sie, blühend wie der Frühling, voll warmen Lebens wie der Sommer; ſie, das ſchönſte und vergöttertſte aller Weiber; ſie, mein, mein mit all ihrem Zauber, all ihrer Liebe, mein, mit dieſer großen Seele, dieſem ſtolzen, feſten Geiſt, mein, und doch mir auf ewig entrückt! — Sie hat das ſcheußlichſte, das drohendſte aller Geſpenſter zwiſchen uns geſtellt, vor deſſen Gräßlichkeit

mein wärmſtes Blut zu Eis wird. — Sie hat mein ganzes Leben einem Kampfe geweiht, deſſen Siege nur mit Dornen zu lohnen vermögen. Die Blüthe meiner Hoffnungen und meines Glücks iſt geknickt, und was ſie mir auch in der Fülle ihres Liebreizes und ihres Seelenwerthes iſt, ſo iſt doch nie an Friede zwiſchen dieſer Liebe und mir zu denken. Morgen kehrt ſie wieder! wie ſoll ich in dieſer gewaltſamen Spannung, dieſem Aufruhr ihren Anblick, ihre Nähe tragen? Wie es über mich gewinnen, ihr ernſt und gefaßt entgegen zu gehen? — O ſtände nur mein Leben auf dem Spiele! Auch ich weiß zu ſterben, und wie lüſtern könnte man nach ſolchem Tode in der höchſten Fülle des Daſeins werden! — Aber nein, Deborah, Du haſt für Dich nichts zu fürchten. Ich werde es erfahren, wie weit Ehre, Liebe und Wille Kraft zu geben vermögen, und lieber zehnmal in namenloſer Sehnſucht ſtumm vergehen, als mich dieſer Seele gegenüber muthlos und feige zeigen.

Kennſt Du ſie nun aber, dieſe Deborah? Faſſeſt Du nun, wie es ihr gelungen iſt, mich ſo durch und durch zu verwandeln? Wie ganz Huld und Liebe in ihrer Hingebung, und dann wieder dieſe ſtille, ruhige Größe, dieſe flammende Begeiſterung in der

Tiefe ihrer heiligen Seele! Auch ohne von ihr geliebt zu ſein, wäre es doch ſchon Wonne, um ihr Daſein zu wiſſen, und es zu erkennen in ſeiner Trefflichkeit — und nun die hohe Seligkeit, die erſte und einzige Liebe eines ſolchen Weſens zu ſein! — Bruder, ich war ein Thor? ein unverzeihlicher, raſender Thor! Habe ich nicht doch in ihr mehr, als mir alle andern Weiber zuſammengenommen zu geben vermöchten?

Dreizehnter Brief.

Guſtav an Leo.

Fürchte nichts, mein Freund, ich bin glücklicher denn je, und was mir auch die Zukunft bringt, verzagen kann ein Herz nicht, das einmal von dem Strahl ſolcher Himmelswonne durchglüht worden iſt. O, wie ſie wiederkehrte, wie ich ſie nach vierzehn ewigen Tagen zum erſten Mal wieder in meine Arme ſchloß und an meine Bruſt drückte! — Mit welcher himmliſchen Sicherheit, welchem ehrenden Vertrauen gab ſie ſich mir hin! Sie kannte das Herz, das in der Opfergluth dieſer Liebe ſich gerei-

nigt hat, beſſer, als ich ſelbſt, und in ihr liegt auch ein Zauber, der mit jedem Verſagen, jedem Entbehren zu verſöhnen vermag. Thöricht glaubte ich, ehe ſie wiederkam, die ſchönſten Tage meines Glücks gelebt zu haben, und kann es mir nicht verzeihen, von ihr, von mir und von unſerer Liebe ſo klein gedacht zu haben. Leo, es ſind ſelige Tage, die ich Glücklicher jetzt lebe! es iſt, als wenn all die früheren himmliſch ſchönen Stunden dieſer Liebe mir jetzt den feinſten, lauterſten Geiſt ihrer Freuden in einem Trunk zu koſten geben, ſüßer und geiſtiger geläutert als Alles, was ich irgend einmal von Seligkeit zu träumen gewagt habe. Es wäre Entheiligung, von dieſen Tagen viel reden zu wollen; keine Empfindung, die man darzuſtellen und zu vergleichen wagen darf, kann zur Bezeichnung ihres Zaubers dienen; ſie ſind einzig, wie Deborah es iſt!

Und die Zukunft? — Nenne ſie mir nicht. Warum ſollte es nicht bleiben können, wie es jetzt iſt? — ſie iſt mein, unverlierbar mein; das Uebrige ſei des Schickſals. Kraft und Muth gehören immer zum Leben, und Beide werden dem Geliebten Deborahs nicht fehlen. In der Unſterblichen Kreis darf ja hienieden der Sohn des Staubes nicht eintreten;

koſten darf er ihren Nektar, doch nur als Würze des Lebens kann er ihn ertragen. Sich in ihm berauſchen wollen, wäre ein Frevel, mit deſſen Begehung er der ſtrafenden Nemeſis verfallen wäre.

Vierzehnter Brief.

Deborah an Guſtav.

Mein Freund, mein Guſtav, Einziger, Unvergeßlicher, wird Deine Liebe ausreichen für dieſe ſchwere Stunde der Prüfung? Wirſt Du das unendliche Vertrauen, das die Liebe im Buſen des Weibes weckt, wirſt Du es faſſen und theilen? Wird Deine große Seele die Kraft haben, den Schmerz zu beherrſchen, dem in dieſer Stunde mein Muth faſt erliegt?

Aus dem Gleiſe meiner früheren Lebensverhältniſſe herausgeriſſen, in allen meinen Umgebungen nichts, das mich an ſie zu erinnern vermochte, entriß meine Liebe dem Schickſal die Zügel, und mein Herz trat an die Stelle der Nothwendigkeit. Aber dieſer Zeitpunkt, wo kein anderes Geſetz, kein Gebot

für mich da war, iſt vorbei; der Ausſpruch einer heiligen Pflicht iſt mir wieder verkündet, und gebietet mir Trennung van Dir. Wie meine Seele vor dieſem Ausſpruch erbebt, weiß nur Gott — aber, o mein Guſtav, was wäre unſere Liebe, dies höchſte Kleinod meiner unſterblichen Seele, wenn ſie mir nicht das Gebot der Pflicht noch heiliger und unverletzlicher machte? — Mit unendlichem Schmerz verlaſſe ich Dich, den ich heißer liebe, wie irgend ein Wort auszuſprechen vermag; doch ſelbſt in dieſer Stunde wird meine Seele durch das Bewußtſein gekräftigt, die höchſte irdiſche Seligkeit ganz rein und lauter genoſſen zu haben.

Ich werde um unſere Liebe, um dies Heiligthum meines innern Lebens, mit einem gerechten Haß gegen Dich kämpfen müſſen; aber bis zu ihr reicht keine andere Pflicht, und mein Herz iſt in dieſem Fall über dem Geſetz. Fühle es, daß ich Dein bin, und Dein bleiben werde, ohne Wändel, ohne Wanken; daß aber die Gewißheit ſolcher Liebe uns auch Kraft geben muß, das Leben nach unſerm Willen, und nicht nach dem Gelingen zu würdigen. Ich habe Dir keine Hoffnung auf Wiederſehen zu geben; vielleicht ſind dieſe Zeilen die letzten, die Du

von mir erhältſt — aber wenn es uns nicht beſtimmt iſt, glücklich zu werden, ſo laß uns groß ſein im Entſagen und im Sieg über das blutende Herz. — O Guſtav, weſſen Auge dürfte ſich bittend und vertrauend zum Himmel heben, wenn er unſrer Liebe, unſerer Treue ſeinen Segen verſagen könnte?

Funfzehnter Brief.

Guſtav an Leo.

Sie iſt fort, verloren für mich, und das vielleicht auf ewig! Nicht gewaltſam iſt ſie mir entriſſen, freiwillig hat ſie mich verlaſſen, um einem Andern zu folgen. — Alles klagt ſie an; aber es iſt eher möglich, daß ſich ein Teufel zum Engel lüge, als daß ſie mich betrogen haben könnte. Es gibt keine Wahrheit mehr, wenn ſie falſch iſt — es gibt im Himmel und auf Erden keine Tugend mehr, wenn ihre Liebe Lüge war!

Der König hatte mich zu ſich fordern laſſen. In vierzehn Tagen konnte ich zurück ſein, und wie

zählte ich die Minuten! — Ich komme endlich an, fliege die Treppen hinauf, öffne das Zimmer der Baronin — und erblicke nur dieſe, die mir blaß und verſtört entgegen tritt. „Wo iſt Deborah?“ fragte ich, im furchtbaren Schrecken erbleichend. — „Gott weiß es,“ antwortete ſie mir traurig; „ſeit vorgeſtern iſt ſie verſchwunden und wahrſcheinlich von einem jungen Mann entführt, der am Tage vorher hier ankam, ſie zu beſuchen.“

Am Tage meiner Abreiſe iſt Deborah bei der Baronin im Zimmer, als man ihr einen jungen Mann meldet, der ſie zu ſprechen wünſche. Bei ſeinem Eintritt erblaßt ſie und ſinkt mit dem Ausruf: „großer Gott! was führt Sie hierher?“ auf ihren Sitz zurück. Mit ſichtlicher Rührung neigt er ſich vor ihr, den Saum ihres Gewandes zu küſſen, und antwortet ihr in einer der Baronin unbekannten Sprache. „Genug!“ unterbricht ſie ihn, mit der Hand winkend, ihr nach ihrem Zimmer zu folgen. Nach einer Stunde ſieht man ihn wieder vom Hofe ſprengen; ſie erſcheint aber erſt bei Tiſche wieder, blaß, verweint und ſchweigend. Vergeblich ſind alle Fragen nach dem Grund ihrer Betrübniß; am Abend, als ſie der Baronin gute Nacht ſagt, wirft ſie ſich

heiß weinend in ihre Arme: „Sie ſollen einſt Alles erfahren; jetzt darf ich nicht reden; doch die Zeit wird kommen, wo Ihr Herz es ſich nicht vergeben würde, mich nach dem Schein beurtheilt zu haben.“ — Am andern Morgen erwartet die Baronin ſie vergeblich zum Frühſtück; ſie ſchickt endlich nach ihrem Zimmer, es iſt leer, Deborah iſt verſchwunden. Auf dem Tiſche findet man zwei Briefe, einen an mich, den andern an die Baronin. Alle angeſtellten Nachforſchungen ſind vergeblich geweſen; man weiß nur, daß der junge Mann den Tag in dem nur eine Stunde von hier entfernten Poſthauſe zugebracht hat; von dort iſt er um 11 Uhr des Abends fortgefahren, und um 2 Uhr des Morgens hat man ihn, mit einem Frauenzimmer im Wagen, zurückkommen und den Weg nach H. einſchlagen ſehen.

Es gibt einen Grad des Schmerzes, der eben ſo wenig einer Beſchreibung fähig iſt, als er deutliche Spuren im Gedächtniſſe zurück läßt. Mir ſchwebt von dieſen erſten Stunden nur ein Grauſen vor, über Alles, was ſonſt Grauſen heißt, wild, dumpf und dunkel. Aber glaube nicht, daß in dieſem mangelnden Bewußtſein eine Milderung der Qual liegt. Tauſendmal lieber will ich allen Gram,

der je einen Namen gehabt hat, erdulden, als dieſen, für den es keine Worte gibt, und deſſen herbe Bitterkeit das eigene Herz nicht zu ergründen vermag.

Und doch hebe ich meine Hand gen Himmel, und ſchwöre es: wenn es einen Gott gibt, ſo iſt auch ihre Seele rein und ohne Makel. Dieſe Welt kann in Flammen auflodern, Millionen um mich her in Jammer und Verzweiflung untergehen, und ich ſtehe doch noch kühn auf den Trümmern der vergehenden Welt, und rufe tröſtend: es iſt ein Gott! — nimm aber die Wahrheit dieſer Liebe hinweg aus der Kette der Dinge, und der Thron des Ewigen fällt in Trümmer, und in ſtummen, namenloſen Jammer verſinkt die Menſchheit vor der Vernichtung, die mit eiſernem Tritt durch die Natur wandelt. —

* * *

Lange rang in Graf Guſtavs Gemüth die Jugend mit der durch Deborahs Verluſt ihm aufgezwungenen Entſagung auf Glück; doch das Andenken an die himmliſche Wonne der mit ihr verlebten Tage, und ſein reiner, edler Glaube an den Werth und an die Treue der Geliebten erhoben ſeinen Schmerz zum lebendigſten Gefühl der Erhabenheit dieſer Liebe.

Was ihn als ein rauher Eingriff in das Heiligthum ſeines Herzens ſchmerzte, war das Urtheil der ihn umgebenden Menſchen über Deborah, und die oft unzarten Scherze ſeiner Cameraden. Stehe gleich der Mann in ſeinem eigenen Bewußtſein noch ſo feſt gegründet da; würdige er, in jeder perſönlichen Beziehung auf ſich, die Stimme der Meinung ganz nach ihrem wahren Gehalt, nie wird er doch für die Erwählte ſeines Herzens die Billigung und die Achtung der Menge entbehren wollen, und jeder laut ausgeſprochene Tadel über ſie wird ihn tief verletzen. Dies Gefühl wurde in Guſtav, bei der Ritterlichkeit ſeines Sinnes, noch bitterer und ätzender, als es gewöhnlich — wenn auch nur langſam und ſpät nachwirkend — in jedes Mannes Seele iſt. Willkommen war ihm daher der Befehl des Königs, mit geheimen Aufträgen nach P. zu gehen.

Hier fand er ſeinen Jugendfreund Leo, und ihr Beieinanderſein veranlaßte die Lücke ihres Briefwechſels, die unſere Erzählung hier auszufüllen ſich beſtreben muß.

Das Geſchäft des Grafen erforderte helle Geiſtesgegenwart, und eben ſo feine als kluge Umſicht.

Er traf dabei aber noch auf manche ihm eben ſo unerklärliche als unerwartete Schwierigkeit, und gab beinahe ſchon die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs auf, als er von der Prinzeſſin P. eine Einladung zu einem Maskenball erhielt. Der ganze Hof, die erſten Staatsbeamten und die fremden Geſandten wurden dazu durch mit dem Namen des Empfängers bezeichnete Karten eingeladen, deren Uebereinſtimmung mit der Perſon des Erſcheinenden der im Vorgemach befindliche Polizeiofficier zu unterſuchen hatte. Der glänzendſte Zirkel der großen Kaiſerſtadt war hier verſammelt, und unſer Graf wandelte ſchon ſeit einer Stunde antheillos in dem bunten Gewühl umher, als eine hohe, weibliche Geſtalt in der Nationaltracht ſeines Landes ſeine Blicke auf ſich zog, wie ſie am Arm eines groß und ſtolz geſtalteten Seraphinenritters ernſt durch die Menge ſchritt, ohne die Aufmerkſamkeit, die ihre Erſcheinung erregte, zu beachten. Sie ſtrich einige Male am Arm ihres Führers hart an dem Grafen vorbei, und ihrem Begleiter einen bejahenden Wink zuwerfend, hieß ſie Guſtav in den lange nicht gehörten lieblichen Tönen ſeiner vaterländiſchen Sprache ihr folgen. Er ſtutzte einen Augenblick; doch der Zauber dieſer Laute und

ihrer Tracht wirkten zu mächtig, und er folgte ihr zu einem einſamen, fern gelegenen Cabinette, an deſſen innerm Eingang ihr Führer ſtumm, aber mit einem langen, bedeutenden Blick ihren Arm los ließ. Ein ſtiller Schrecken ſchien ſie zu faſſen; erbebend nahm ſie auf dem im Hintergrund ſtehenden Sopha Platz, und winkte dem Grafen, ſich neben ſie zu ſetzen. Ernſt und ſchweigend lehnte der Seraphinenritter am Eingang; ſo oft Guſtav den Blick auf ihn warf, ſah er durch die Maske in ſeinen dunkeln Augen ein ſtolzes Zürnen flammen, und doch zog ihn ein geheimer Zug zu der finſtern Geſtalt hin. Die Schwedin drückte die Hand feſt auf die hochfliegende Bruſt; ſie ſchien vergebens nach Worten zu ringen, und Guſtav ſtand räthſelhaft befangen vor ihr — da hob ſie mit unſicherm, leiſem Ton an, von der Lage ſeines Vaterlandes und von dem ihm aufgetragenen Geſchäfte zu reden. Mit eben ſo viel Geiſt als Klarheit entwickelte ſie ihm die Cabale, mit der er zu kämpfen hatte, und deutete ihm die Mittel an, ſie zu beſiegen. Die Wichtigkeit des Gegenſtandes zog den Grafen bald ganz von dem Räthſelhaften der Erſcheinung ab, das Geſpräch ward immer ernſter und tiefer. Da zog der Seraphinenritter ſeine

Uhr, und ließ ſie den Schlag der dritten Morgenſtunde wiederholen; die Schwedin ſtand auf, indem ſie dem Grafen ein Papier überreichte; deſſen Beſitz ihm den Erfolg ſeiner Sendung aller Wahrſcheinlichkeit nach verbürgen mußte; aber er faßte mit dem Papier die Hand, die es ihm bot, und bat innig, ihn den Namen ſeiner unbekannten Freundin erfahren zu laſſen — ſtatt der Antwort traf ihn der ſüße Blitz eines Blickes voll unendlicher Wehmuth und Liebe; doch ehe noch dieſe Bebung zur Ahnung der ſeligſten aller Möglichkeiten werden konnte, ſtand der Seraphinenritter gebietend zwiſchen ihnen. „Gedenke Deines Schwurs!“ rief er ernſt und mit heißem Zuck und Druck riß ſie blitzſchnell ihre Hand aus Guſtavs ſeiner, um ſie dem Ritter zu reichen, der ſie in demſelben Augenblick durch eine verborgene Seitenthür mit ſich fortriß. Vergeblich eilte Guſtav ihnen nach. Die Thür war verſchloſſen, und als er in den Saal zurückflog, beide Geſtalten verſchwunden. Sein Herz nannte ihm Deborah; nur ihr Auge konnte ſo ſtillend und beſeligend in ſeine Seele blicken, und doch erſchien es ihm wieder ſo unwahrſcheinlich, ſie hier unter den erſten Großen des Kaiſerhofes zu finden — und dann die Töne der Hei=

math! dieſe magiſchen Laute, die er früher nie aus ihrem Munde gehört hatte! Er verlor ſich in ein Labyrinth von Ahnung und Zweifel, Furcht und Hoffnung. Das Gefühl, ſie ſei es geweſen, konnte ihn täuſchen; aber wie ſollte er ſich denn die Erſcheinung des Ritters erklären? Welche Macht durfte ſo bedräuend zwiſchen ihn und die Geliebte treten? — Alle ſeine Nachforſchungen blieben vergeblich, bis er ſich endlich eine Liſte der zu jenem Ball eingeladenen Perſonen zu verſchaffen wußte, und unter lauter ihm bekannten Namen auch den ihm fremden des Grafen Douglas und ſeiner Gemahlin fand, und es erfragte, daß dieſer mit ſeiner engelſchönen, ihm ach, der Beſchreibung nach, nur zu bekannten, jungen Frau den Tag darauf nach Schottland zurück gereiſet ſei. Er konnte nicht länger zweifeln, er hatte Deborah wieder geſehen, ſie als Gattin eines Andern wieder geſehen!

Der tiefe, unbeſchreibliche Gram über ihren Verluſt gewann nun eine Macht über ihn, der er nicht mehr zu gebieten vermochte, weil er alle Hoffnung ausſchloß. Wer je einen jener Augenblicke erlebt hat, wo mit dem Glauben an das Geliebte alle freundliche Bilder des Lebens von uns ſcheiden, der

weiß auch, wie mit unſerm Glück dann unſer Stolz und unſer Gemüth welkt.

In dieſer Stimmung verließ er P. Sein Rückweg führte ihn durch die Provinz, wo er Deborah im Hauſe der Baronin wiedergefunden hatte, und er konnte es ſich nicht verſagen, dieſe zu beſuchen. Alle Bilder ſeiner vergangenen Seligkeit ſammelten ſich hier noch einmal in ihrer blühenden Fülle um ihn. — Er durchſtrich im einſamen Dunkel der Nacht alle Gänge des Gartens, wo er ſo oft mit Deborah gewandelt war. Ein Grad des Schmerzes, wie er ihn hier empfand, muß betäuben oder tödten. Als er am Morgen das Schloß verließ, war ihm, als falle das Thor des Todes zwiſchen ihm und ſeiner Zukunft nieder.

In ſeinem Vaterlande angekommen, fand er ſeinen Vater auf dem Sterbebette, und das ihm ehemals ſo freundliche Leben ſchien in immer drohenderer Geſtalt vor ihn treten zu wollen. Statt des Dankes, auf den er für die glückliche Ausrichtung ſeines Geſchäfts rechnen durfte, fand er bei dem König Kälte und Mißtrauen. Die Gährung ſtieg immer höher. Alle ſeine Verwandte und Freunde waren in Factionen getheilt, deren keiner er ſich in

der Reinheit ſeines Willens ganz anzuſchließen vermochte. In ſeiner Schweſter unterjochte der Geiſt immer despotiſcher das Herz, das einſt auch in Liebe und Wehmuth weich geweſen war. Wer aber einmal Fülle, reine Fülle der Liebe gekoſtet hat, der kann es dann nicht mehr tragen, allein und vereinzelt unter den Menſchen dazuſtehen. Die ſchmerzlich empfundene Bedürftigkeit der Theilnahme trieb Guſtav zu Laura Silverhjelm. Sein Wort band ihn ja an ſie, ſeine Hand war ihr verpfändet, und ſein Herz ſehnte ſich, dies Verhältniß mit dem ſchönen Geiſt des Vertrauens und des Wohlwollens zu beſeelen. Doch ihre eitle Wolluſt, ihr ſchneidend kalter Geiſt und die Schärfe ihres Witzes legten ſich wie Eis auf ſeine Wunde. Er mißfiel ihr in dem Ernſt ſeines jetzigen Weſens durchaus, da ſie ihn nur galant und geiſtreich, wie er ehemals war, liebenswürdig zu finden vermochte.

Wie in den Sagen der Alten die Geſtorbenen als Schattenbilder, einzig noch der weichen Sehnſucht nach dem freundlichen Erdenlicht zugänglich, in den ſtillen Thälern des Todes umherwandeln, ſo glitten auch ihm jetzt die Bilder des irdiſchen Thuns und Treibens vorüber. Doch die Seufzer ſeines

Vaterlandes klangen ſtrafend und mahnend in ſein Herz, und erweckten ſeinen Genius wieder zu edler That und kühnem Wollen. Rein und edel ging Guſtav in dieſen Kampf; als aber das, was er ſo würdig wollte, in blinder Empörung That werden ſollte, und die Schlechtigkeit derer, denen er zum Werkzeug dienen mußte, ihm offenbar wurde, wandte er ſich entſchieden ab. Der Augenblick der Rettung und Befreiung ſeines Vaterlandes war in den Jahrbüchern des Schickſals noch nicht verzeichnet. Von Allen verlaſſen und verrathen ward Verbannung und Verluſt aller ſeiner Güter Graf Guſtavs Loos. Laura zerriß jetzt mit kaltem Gleichmuth ein Band, das ihr kein glänzendes Loos mehr zu ſichern vermochte. Feodore umarmte freudig den Geächteten und verhieß ihm die Nähe des Zeitpunktes, wo ſein Vaterland ihn dankbar und glorreich zurückrufen würde.

Die Flamme eines furchtbaren Krieges leuchtete damals über halb Europa. Graf Guſtav ging nach P — g und bat um Dienſte, die ihm gern gewährt wurden. Ehe er aber zu dem Regiment abging, zu deſſen Anführer er ernannt worden war, hatte er noch ein ihm wichtiges Geſchäft abzumachen.

Es betraf die R—ſchen Güter. Die Einkünfte derſelben waren ſo wenig von ſeinem Vater als von ihm je berührt, ſondern in einer fremden Bank von Jahr zu Jahr ſicher belegt worden. Jetzt in P—g erfuhr er, die Kaiſerin Mutter, mit der verſtorbenen Fürſtin R. durch das Band der Jugendfreundſchaft verbunden, intereſſire ſich noch lebhaft für das Schickſal der Tochter, dem ſie nachforſchen laſſe, um ihr an ihrem Hofe einen ihrer würdigen Aufenthalt anzubieten. Graf Guſtav bat um Gehör, und als ihm dieſes gewährt wurde, und er vor der an Geiſt und Herz wahrhaft kaiſerlichen Frau ſtand, erbat er ſich den Schenkungsbrief der R—ſchen Güter in ihre Hand zurückgeben zu dürfen, da er ſie nie als ſein Eigenthum betrachtet habe, und bei der Ungewißheit ſeines Schickſals der rechtmäßigen Erbin für die Zukunft den Beſitz derſelben zu ſichern wünſche. Das Auge der Kaiſerin blickte gnädig auf ihn. „Ich nehme in der Fürſtin R. Namen Ihre Entſagung an,“ ſagte ſie ihm huldvoll, „und nach Allem, was ich von der Schönheit und dem Charakter dieſes jungen Frauenzimmers gehört habe, möchte ich wünſchen, daß ſie ſelbſt Ihnen zum Lohn für Ihre ſeltene Uneigennützigkeit werden möge.“

Ach, jede Empfindung der Liebe, jede Hoffnung des Glücks war für ihn, im unauflöslichen Zauber, an den Beſitz der Einen gebunden, deren Verluſt er täglich neu, mit immer tieferm Schmerz empfand.

Bald ward bei der Armee ſein Regiment als eins der bravſten, ſein Name als der eines der tapferſten Krieger genannt. Aus Schlacht und Kampf erblühte ihm ein neues, kräftiges Leben, und ſeine Seele ward im Vollgenuß ihres Muthes wieder kühn und freudig. Der Tod erſchien ihm in hoher Freiheit, und dann iſt das Leben immer edel.

Wie manche ſchöne That, wie manches Leonidas-Wort voll hohen Ehrgefühls geht in dem Laufe eines Feldzugs ſtumm mit den Gefallenen zu Grabe! Ein grauſend blutiger Tag endete den deutungsſchweren Krieg, und folgender Brief gibt uns von Guſtavs Schickſal Kunde.

Graf Guſtav an Leo.

— Schon war die Hoffnung eines glücklichen Ausgangs verſchwunden, und uns blieb keine mehr, als die, mit Ehren zu fallen. Ein Adjutant brachte mir den Befehl, mit meinem Regiment eine Bat-

terie zu ſtürmen, die den Rückzug unſerer Heeresabtheilung erſchwerte. Viermal griffen wir unerſchrocken an — viermal warf uns der Feind zurück. Ganze Reihen meines herrlichen Regiments ſtürzten, von dem mörderiſchen Kartätſchenfeuer getroffen, nieder. Da warf ich mich in wilder Todesluſt noch einmal auf den Feind; ich ſah ihn weichen, ſah die Meinen die Anhöhe erſtürmen; aber in dieſem Augenblick ſank ich auch vom Pferde, und Todesohnmacht umfing mich.

Es war Nacht, als ich die Augen wieder aufſchlug. Das fürchterliche Schweigen um mich her ward nur durch das Geröchel der Sterbenden unterbrochen. Die Gegend lag im zweifelhaften Dämmerlicht graulicht und geſpenſtiſch da; ich wollte mich aufrichten und um mich her blicken, aber das Blut aus meinen Wunden war zu Eis gefroren, meine Lebensgeiſter ſanken in erſtarrender Mattigkeit wieder hin, und auch die brennende Trockenheit in meiner Bruſt und der Schmerz der Wunden ließen mich empfinden, daß ich noch lebte.

Eine Zeit, für die ich kein Maß habe, verging mir in dieſer furchtbaren Einſamkeit und in dieſem Gefühl des Sterbens. Meine Augenlider fingen

an, von einer unbeſieglichen Schwere niedergedrückt zu werden — mir war, als wollten meine Augäpfel ſich herausdrängen, um ihre Höhlen zu zerſprengen. Bewegungslos lag ich da, körperlich gefoltert von verzehrendem Schmerz — doch dachte ich nicht an die nahende Minute des Scheidens vom freundlichen Leben; in meiner Seele war nur ein einziger, langer Gedanke, und das war Deborah. Ihr Bild ſtand vor meinem innern Auge und lächelte mir engelmild Troſt und Wärme zu; aber nun begann es in geſtaltloſe Regenbogenfarben zu zerfließen, und mein ganzes Sein ward zu einem dumpfen Hinbrüten, das nur zuweilen der als Todeskrampf in meinem Herzen flatternde wilde Kampf des Lebens durchzuckte.

Da ward die grauſe Stille um mich her von den Tönen menſchlicher Stimmen unterbrochen. Das brechende Auge ſah einen fernen Lichtſchimmer, der ſich ſchnell näherte, und wie mich dünkte, zur lodernden Flamme ward, vor der ſich mein Auge, tödtend getroffen, verſchloß. Eine Stimme, deren Laut wie warmes Leben in meine Seele drang, rief laut durch die Nacht hin meinen Namen. Es war Deborahs Stimme!

Aller Schmerz, alle Bewußtloſigkeit wich; ich genoß die reinſte und höchſte Seligkeit meines Lebens. Vergebens aber mühten ſich meine Lippen, ihren Namen zu ſtammeln, vergebens ſtrebte ich, meine Augen zu öffnen; ich vermochte Beides nicht, aber ich empfand ihr Näherkommen, und die wunderbare Zauberkraft der Liebe hielt mein entfliehendes Leben auf. Ich empfand es, wie ſie mich unter den um mich herum liegenden Todten erkannte, neben mir hinſtürzte, mich in ihre Arme ſchloß, mich an ihren Buſen drückte — ich fühlte ihre warmen Thränen, ihre Küſſe — mein Auge öffnete ſich, ich ſah ſie! leiſe fliſterte ich ihren Namen, und über jedes Wort hinaus ſelig, ſank ich in Nacht und Bewußtloſigkeit zurück.

Als ich erwachte, fand ich mich in einem hellen, warmen Zimmer, ich fühlte keinen Schmerz mehr, und mein erſter Blick traf auf Deborah, die vor meinem Lager kniete. Bleich, mit aufgelöſetem Haar, mit inbrünſtig zum Himmel erhobenen Augen lag ſie da und betete für mich! Ich richtete mich auf, und ſtreckte ihr mit unausſprechlichem Entzücken die Arme entgegen. Verſchwunden war jeder Schmerz, jede trübe Erinnerung. Ihre Stimme

war Himmelsmelodie, ihre Nähe Lebenshauch — ich war ganz vollkommen und ungetrübt glücklich.

Ich wollte fragen, ſprechen, aber ſie legte mir ſanft ihre Hand auf den Mund. „Schweige, mein Einziggeliebter," ſagte ſie mir im ſüßeſten Flötenlaut, „Du bedarfſt jetzt Ruhe und Stille. Du biſt mir, ich Dir wiedergegeben; nichts wird und kann uns künftig trennen. Sei ruhig, bleibe ruhig, und vertraue der Liebe, die für Dich wacht."

Sie reichte mir hier einen Trank, der mich bald wieder in Schlummer verſenkte. Die nächſten Tage vergingen mir in Fiebergluth und Fieberwahn. In einem meiner hellern Augenblicke ſah ich Deborah in Reiſekleidern an meinem Lager ſtehen. Sie weinte ſchmerzlich, und drückte in heißer Angſt und Liebe ihre Hände an mein Herz. Ein mir unbekannter Mann ſprach ihr Muth ein, und verbürgte ihr im Ton ruhiger Sicherheit die Gewißheit meiner Geneſung. Wie mich auch ſpäterhin noch die Gluth des Fiebers faßte, nie vergaß ich dieſes Auftritts, der mehr als Traum geweſen war, denn vergebens ſuchte ſie bei der klaren Rückkehr meiner Beſonnenheit mein Blick; vergebens rief ich ihren Namen. Der Mann, den ich in jenem Augenblick an ihrer Seite geſehen

hatte, trat zu mir, ſich mir als meinen Arzt bekannt zu machen. Ich ſah ihn lange mich beſinnend an — alle Umgebungen erſchienen mir ſo bekannt — wo bin ich? fragte ich ihn endlich ſehr geſpannt.

„Im Schloſſe Kramenskoy," antwortete er mir, „wohin Sie die ehemalige Beſitzerin deſſelben, die Fürſtin Stephanja R., von dem nahen Schlachtfelde hinweg, hat bringen laſſen."

„Stephanja R.!" rief ich in einer Bewegung, die alle meine Wunden aufzureißen drohte, „Stephanja R. war es, die mich rettete, und die ich hier in dieſen Zimmern wieder ſah! Wo iſt ſie?"

Er zog einen Brief hervor, und überreichte ihn mir ſchweigend. Es war ihre Handſchrift; ich erkannte die Züge, die mir ſchon früher einmal Verkündiger unerwarteten Schickſalswechſels geworden waren, und las:

„Mein Vater iſt gefährlich verwundet und gefangen. Er bedarf meiner Pflege, und ich darf nicht zögern, zu ihm zu eilen. Ich laſſe Dich in den Händen eines mir bekannten, ſehr geſchickten Wundarztes, deſſen Wort mir die gefahrloſe, baldige Heilung Deiner Wunden verbürgt; ich weiß Dich von Deinen eigenen, Dir ſo treu ergebenen Leuten um=

geben, und doch iſt es mir, als ſolle ich vom Leben ſcheiden, da ich Dich, unausſprechlich geliebter Guſtav, von Neuem verlaſſen ſoll."

„Mein Name wird Dir meine Geſchichte aufklären. In der furchtbar ernſten Lebensſtunde, wo ich auf unſerer Flucht am Grabe meiner, im Kampf für die Freiheit und Selbſtſtändigkeit meines Vaterlandes gefallenen Brüder kniete, forderte mir mein edler Vater den Eid ab, meinen Namen und meinen Stand zu verbergen, bis daß unſer Vaterland wieder erſtehe von ſeiner Schmach. Zugleich gelobte ich, mein Schickſal ſtets unbedingt ſeinem Willen unterwürfig zu erhalten, und meine Hand nie an einen ſeiner Feinde zu reichen. Er brachte mich darauf nach M. zu ſeinem ehemaligen Hofmeiſter, dem Prediger Lerſon. Hier ſah ich Dich. — Bald darauf verlor ich meine Pflegemutter; von meinem Vater hatte ich lange keine Nachricht, und ſo allein und hülflos, in einer mir ganz fremden Gegend, nahm ich das Anerbieten an, zu der Baronin Eblauch als Geſellſchafterin zu gehen. Ich fand Dich wieder, ich liebte Dich, und verhehlte das meinem Vater nicht, als ſeine Verhältniſſe wieder Mittheilungen unter uns möglich machten. Er erfuhr, was

ich früher nicht wußte, daß Dein Vater jetzt Beſitzer der Güter unſers Stammes ſei, und entbrannte in heftigem Zorn gegen Dich. Eben ſo bitter ſtimmte es ihn, mich, die Fürſtentochter, in ſo abhängiger Lage zu wiſſen, und mir unerwartet, ſandte er mir einen ſeiner Vertrauten, den ich als einen der treueſten Anhänger unſers Hauſes kannte, als Ueberbringer des Befehls, Dich und die Baronin ſogleich zu verlaſſen. Ich konnte nur gehorchen. Er nahm mich mit ſich nach P., wo ihm ein neuer, hellleuchtender Hoffnungsſtern aufgegangen war. Die That und das Leben gab ich ihm unbedingt zu eigen hin; aber mein Herz erhielt ich im muthigen Kampfe frei. Unterrichtet von den Nachforſchungen, die Du thateſt, Kunde von ſeinem Schickſal und Aufenthalt zu erforſchen, ſah er in Dir nur den Agenten einer ihm feindlichen Macht, und dies machte ſeinen Zorn noch bitterer. Wir lebten unter einem fremden Namen in P., ich erfuhr Deine Ankunft, doch der Gräfin Douglas ward jede Gelegenheit benommen, Dich zu ſehen, und ihr Wort verpflichtete ſie, dieſe nicht aufſuchen zu wollen. Mein Vater ſah Dich mehrere Male, und durch den Ernſt und die Anmuth Deines Betragens wider ſeinen Willen ge-

wonnen, lernte er unſere Liebe milder und gerechter würdigen. Ich wußte nun alle Deine Schritte, und erhielt die Begünſtigung, für Dich thätig ſein zu dürfen, um ſo eher, da das Gelingen Deines Planes in den ſeinigen eingriff. Guſtav, welch ein Augenblick, als ich Dich auf jenem Maskenball wieder ſah! ich hatte vorher feierlich verſprochen, mich Dir nicht zu erkennen zu geben; aber mit welchem bittern Todesſchmerz löſete ich dieſen Eid!“

„Für mein Vaterland begann bald darauf ein neuer Morgen zu tagen. Die Seele meines Vaters erblühte noch einmal in herrlicher Jugendkraft zu Thätigkeit und Hoffnung. Er eilte zur Armee; ſein Name war von den Söhnen unſers Landes noch nicht vergeſſen, und bald ſah er ſich an der Spitze einer Schar, die er in jedem Gefecht zu Ruhm und Sieg führte. Ich war ihm gefolgt. Mein Herz ſchlug hoch — Guſtav, ich verdiene es, ein Vaterland, ein freies Vaterland zu haben, denn mein Muth für daſſelbe blieb auch da noch freudig, als ich erfuhr, Du befindeſt Dich bei der feindlichen Armee.“ —

„Die Unſrigen drangen ſiegreich immer weiter vor. Schloß Kramenskoy wurde meinem Vater zum

Hauptquartier angewieſen, und als freudiger Sieger ſah ich den hochherzigen Mann wieder in die Hallen einziehen, die er als ein Geächteter hatte verlaſſen müſſen. Mir waren ſie ehrwürdiger und lieber denn je, da ich Spuren Deines Waltens vorzufinden hoffte. Ueber alle Erwartung reich und ſchön ward mir dieſe Hoffnung erfüllt. Wir erfuhren hier, wie Du das Andenken meines Vaters geehrt, ſeine alten Diener verſorgt, und die Spuren ehemaligen Glanzes im Geiſt der ehemaligen Beſitzer erhalten hatteſt. Tiefgerührt ſtand mein Vater an dem durch Dich geſchmückten Grabmal meiner Mutter — und als er im Garten an ſeinem ehemaligen Lieblingsplatz das Monument fand, das nur ein dem ſeinen verwandter Geiſt meinen gefallenen Brüdern ſo errichten konnte, da ſah ich ſein Auge naß, und Stephanja lag als Guſtavs glückliche Geliebte am Herzen des beſten Vaters!“

„Doch um den Vollgenuß meines Glückes ganz würdigen zu lernen, ſollte ich es noch mit dem furchtbarſten Todesſchrecken erkaufen. Alles verkündete die Nähe einer entſcheidenden Schlacht. Als ich ihre Donner ſo dumpf und ernſt tönen hörte, lehrte mich die Angſt um Dich und meinen Vater

ein meiner Seele bis jetzt unbekanntes Gefühl kennen, die Furcht. Spät erſt erhielt ich Kunde von ihrem Ausgang. Mein Vater war gefangen. Ich erfuhr, Dein Regiment habe nicht fern vom Schloſſe gekämpft, den Rückzug der einen feindlichen Colonne zu decken. Mit hoher Achtung ſprachen die Unſrigen von der Tapferkeit, mit der es gefochten hatte. Ich ließ einige der Gefangenen vor mich kommen — Guſtav, ſie hatten Dich fallen ſehen!" —

„Das Uebrige weißt Du. Der Waffenſtillſtand iſt geſchloſſen, der Friede wird ihm, ſichern Nachrichten zufolge, bald folgen. Ich eile zu meinem Vater. In P—g ſehen wir uns wieder. Sorge jetzt nur für Deine baldige Wiederherſtellung, und ſage Dir, daß ich von nun an vor Gott und Menſchen unverlierbar Dein bin."

„Stephanja R."

Fühlſt Du den Strom allmächtiger Lebenskraft, mein Bruder, den dieſe Zeilen in mein Herz ergoſſen? Sie iſt mein, ſie war nie eines Andern, ſie liebt mich noch, wie ich ſie liebe, und ſegnend wird ihr Vater unſern Bund einweihen. Meine

Wunden ſind faſt geheilt. Die Unterhandlung wegen meiner Auswechſelung iſt im Gange und findet bei der ſichern Nähe des Friedens durchaus keine Schwierigkeit. In wenig Tagen denke ich nach P — g abzureiſen, wo meiner Liebe eine ſo mächtige Beſchützerin lebt.

* * *

Und ſie wurden erfüllt dieſe Hoffnungen eines edlen, durch die Liebe zur Liebe geläuterten Herzens. Auf einer Reiſe, die er in den erſten Jahren ſeiner Verbindung machte, ſtellte er in W. der Fürſtin L. in ſeiner Gemahlin, Deborah Lerſon, die geborne Fürſtin R., als jene, auch ihr von der bewundernden Stimme des Rufs oft genannte Stephanja vor, und die achtungsvollſte Freundſchaft verband die beiden großſinnigen Frauen in edler Treue. Auch der Baronin Eblauch ward die Freude, beide Gatten bei ſich zu ſehen, und ihre mütterliche Liebe für Deborah durch die Aufklärung ihrer Geſchichte glänzend gerechtfertigt zu wiſſen. Die Stimme eines königlichen Helden rief bald darnach Graf Guſtav in ſein Vaterland zurück, das jetzt ſeinen Namen mit liebevoller Achtung als den eines ſeiner würdigſten und tapferſten Söhne nennt.

Kleopatra, Königin von Aegypten.

Eine Skizze.

Die alte und neue Geſchichte ſtellt uns das Bild mancher in Sinn und That großherzigen Frau auf. Auch Herrſcherinnen und Fürſtinnen nennt ſie uns, die im Krieg und Frieden ruhmvoll um den Lorbeer- und Oelzweig ſtritten, aber ihrer Aller Glorie verſchwindet vor dem Götterglanz, der Kleopatra's Leben entſtrahlt, und den man als den Triumph jener geheimnißvollen Zaubermacht des weiblichen Reizes anſehen muß, vor der ſich jede andere Erdengröße in anbetender Bewunderung beugt.

Kannſt du aber, arme Sprache, den Götterreichthum dieſes Lebens und die Fülle ſeiner glanzreichen Herrlichkeit in Worte faſſen? — Kannſt du darſtellen, was der kühnſte Sinn, die feſſelfreieſte Phantaſie in einer ſo eng beſchränkten Welt, wie die jetzige, kaum mehr zu erahnen vermag, weil es

Alles überfliegt, was der romantiſche Zauber des Märchens je erſonnen, und die Wirklichkeit ſpäter oder früher je dargeſtellt hat?

In ihrem ſiebenzehnten Jahre beſtieg Kleopatra den durch den Tod ihres Bruders erledigten königlichen Thron von Aegypten. Selten durch ihre unvergleichliche Schönheit, noch ſeltener durch den hohen Geiſt, der dieſe Schönheit beſeelte, faßte ſie mit ſicherer Hand die Zügel eines Reiches, das ſeit dem Tode Alexanders unter der Herrſchaft der Ptolemäer allem Unheil eines ohnmächtigen Regiments Preis gegeben geweſen war. Vor Kleopatra's Willen, vor ihrem Herrſchergenius ebneten ſich die ſtürmiſchen Wellen eines an Fürſtenmord und Empörung gewohnten Volksgeiſtes. Die Götter hatten ihr der Gaben höchſte und gefährlichſte, ſtolze Macht über das menſchliche Gemüth, gegeben, und Aegypten lag in ſtummer Ehrfurcht gehorchend zu den Füßen ſeiner Herrſcherin.

Der Ruhm ihrer göttergleichen Schönheit, ihrer Macht und ihrer Kenntniſſe wurde der Stolz des ganzen Morgenlandes. Keine Wiſſenſchaft war ihr fremd, und nach dem einſtimmigen Zeugniß ihrer Zeitgenoſſen vermochte kein Inſtrument den

Wohllaut ihrer Stimme zu erreichen. Den Geſandten dreier Welttheile, die vor ihrem Thron erſchienen, gab ſie ohne Dolmetſcher einem Jeden in der Sprache ſeines Landes Gehör. Venus trug ſeit ihrer Geburt keinen Gürtel mehr, und zu dieſer Vereinigung von Allem, was Menſchen ſchön, groß und herrlich nennen, kam noch jene myſtiſch räthſelhafte Kenntniß verborgener Naturkräfte, die in dem geheimen Tempeldienſt der Aegypter gelehrt wurde, und zu der ihr, der gebornen Fürſtin, der Zutritt erlaubt war.

Noch fehlte ihr aber die ſchönſte Weihe des Lebens; ſie hatte noch nicht geliebt. Vergebens warb der Sohn des großen Pompejus um die Gunſt der Göttlichen. Die Welt hatte damals einen Cäſar, und dieſer Einzige kam jetzt nach Aegypten. Nur er war ihrer, nur ſie ſeiner werth, und nie verband die Liebe zwei kühnere Herzen.

In Cäſars Armen erſt lernte Kleopatra ihre ganze Macht, ihre ganze Größe kennen und fühlen. Bald aber überflog ihr Rieſengeiſt ſeine kühnſten Träume, ihr Genius begeiſterte den ſeinen, und von ihren Lippen ſog er jene Flamme, deren Wiederſchein mit dem Glanze ſeines Ruhmes die fern=

ſten Grenzen der damals bekannten Welttheile erleuchtete, und noch durch Jahrtauſende, ein flammendes Meteor, zu uns hernieder ſtrahlt.

Den feſſelfreien Römer band das Geſetz, das ihm unauflösliche Vereinigung mit der ausländiſchen Fürſtin unterſagte. Beide ſchieden von einander; allein die Gewißheit, das Höchſte an Lebensluſt und Lebensglück genoſſen zu haben, wurde ihnen zur Weihe erhabener Großheit in Sinn und That. Eine Erinnerung göttlich ſchöner Zeit blieb Cäſarion der herrlichen Mutter.

Cäſar ging nach Rom zurück. Nur Ungeheures konnte dem genügen, der aus Kleopatra's Armen kam, nur eine bezwungene Welt das Herz befriedigen, in dem die Fülle ſolcher Götterſchönheit gethront hatte. Die erſtaunte Roma bog ſich vor ihrem Herrn, und der Erdkreis huldigte dem Weltmonarchen.

Da, im Vollgenuß ſo triumphirender Macht, erſchien der Idus des Märzes. Jenes alle Räthſel des Menſchenlebens umfaſſende Wort: „auch Du, Brutus!“ glitt über Cäſars Lippen, und ſtumm und verhüllt ſank er an der Bildſäule des großen, von ihm beſiegten Pompejus, unter dem Dolchſtoß

des Menſchen, der ihn am höchſten ehrte, den er am meiſten liebte. Nur Brutus Dolch konnte Cäſars Leben der Sterblichkeit vermählen.

Jahre kamen voll blutigen Kampfes. Auf der Ebene von Philippi entſchied Cäſars Geiſt noch einmal das Schickſal ſeiner Welt, die dann ſeine Rächer unter ſich theilten.

Marcus Antonius, ein Heros an Schönheit, Tapferkeit, Heldenmuth und Feldherrnwürde, erhielt Aſien und den größten Theil von Afrika zu ſeinem Antheil. An 170,000 ſeiner entlaſſenen Krieger vertheilte er vor ſeinem Abgang aus Europa Landgüter und Häuſer, eine Gabe von 20,000 Seſterzen für jeden ungerechnet, und dann zog er, von ſechs Legionen Fußvolk und 10,000 Reitern begleitet, nach Aſien, deſſen Könige zu ihm eilten, ſich in den Strahlen ſeiner Gunſt zu ſonnen.

Auch an die Königin von Aegypten ſandte er Dellius ab, ſie nach Cilicien zu beſcheiden, damit ſie vor ſeinem Richterſtuhl ſich perſönlich wegen der von einem ihrer Statthalter dem Caſſius zugeführten Unterſtützung verantworte. Kleopatra empfing den römiſchen Geſandten mit all der Achtung, die ſie, die Schutzverwandte, dem mächtigen Rom ſchul-

dig war. Als aber die erſten Worte ſeiner Anrede ihr verriethen, daß er der Botſchafter eines Gebieters zu ſein glaubte, ſchlug ſie den Schleier zurück, der ihr Diadem und ihre Reize verbarg, und von dem Zauber der herrlichen Erſcheinung verblendet, ſtand der ſtolze Römer verſchüchtert vor ihr, wohl fühlend, ſie ſei nur geboren, dem Herrſcher der Welt Befehle zu geben, nicht ſie zu empfangen.

Seine Bitte, ihn nach Tarſis zu begleiten, wo Antonius ſich damals aufhielt, ward ihm bewilligt. In kleinen Tagereiſen näherte ſie ſich dieſer Stadt, und verließ, noch einige Meilen von ihr entfernt, ihren Trageſeſſel, um eine goldene, mit purpurnen Segeln geſchmückte Gondel zu beſteigen. Silberne Ruder ſchlugen nach dem Klange der Flöten und Cymbeln die ſanften Wellen des himmelblauen Cydnus. Unter einem Himmel mit goldenen Sternen beſäet ruhte Kleopatra in allem Glanz ihrer Schönheit; eine Schar lieblicher Amoretten wehete ihr mit Roſenzweigen Kühlung zu, während die ſchönſten Frauen ihres Gefolges, als Grazien und Nereiden gekleidet, das Steuer und die Segel regierten. Wolken des köſtlichen Weihrauchs ſtiegen von beiden Ufern des Fluſſes in die Luft, während

Tauſende von jubelnden und entzückten Zuſchauern dieſen Einzug der Göttin der Freude und der Schönheit feiernd begleiteten.

Antonius ſaß eben zu Gericht, als ſich das Gerücht ihrer Annäherung verbreitete. In wenig Minuten war die zahlloſe Menge um ihn her verſchwunden, und er ſah ſich allein. Noch hatte er ſie nicht geſehen, noch konnte er der Macht widerſtehen, die auch ihn mit einer ihm bis dahin unbekannten Gewalt ihr und ſeinem Verhängniß entgegen zu eilen antrieb. Er blieb und begnügte ſich, ſie zur Tafel laden zu laſſen.

Die Hochherzige verweigerte auch dies, und ließ ihn auffordern, bei ihr zu erſcheinen. Er kam, und ihr erſter Blick legte ihn, den Mann, deſſen Gleichen ſeit Cäſars Tode der bewundernde Erdkreis nicht geſehen hatte, in unzerreißbare Feſſeln und der Lorbeer, den Antonius mit dem Blut von Hunderttauſenden erkämpft hatte, ward jetzt gleich einer vergänglichen Blüthe der Macht geopfert, die ſelbſt die vergänglichſte aller Blüthen, doch ſtets das unvergänglichſte aller Reiche zu behaupten wiſſen wird.

Aber nicht blos der Held ſollte ſich von der

Schönheit beſiegt fühlen; auch in ſeinem Eigenthümlichſten und Innerſten mußte er ſich übertroffen und bezwungen erkennen, denn mit der Pracht und Freigebigkeit, die Kleopatra in dieſen Tagen entfaltete, vermochte er nicht zu wetteifern. Das Kühnſte, was er zu erſinnen vermochte, blieb, ſeinem eigenen Geſtändniß nach, nur kindiſche Nachäfferei eines unerreichbaren Vorbildes.

Jedes Feſt, das ſie Antonius gab, war an Pracht und Erſindung neu. Sie verſchenkte dabei jedesmal Alles, was zum Schmuck des Saales und der Tafel an goldenen mit edlen Steinen verzierten Gefäßen, an Purpurdecken und goldgewirkten Tapeten gebraucht worden war. Jede Perſon ſeines bei ihr an zwölf Tafeln ſpeiſenden Gefolges empfing noch außerdem reiche Gaben, an prächtigen Tragſeſſeln mit den dazu gehörenden Sklaven, reich geſchmückten Roſſen und durch Schönheit ausgezeichneten Fackelträgern.

Was war aber alle dieſe Pracht, was war ſelbſt ihre Schönheit, die die Natur im Feiermoment ihrer göttlichſten Schöpferkraft doch nur einmal in dieſer idealiſchen Herrlichkeit zu geſtalten vermochte,

gegen den Geiſt, der dies Wundergebilde beſeelte, und deſſen Ideenkühnheit und hoher Gedankenflug Heldengeiſter zur Bewunderung zwang, und dann wieder in Witz und Scherz, lieblicher Anmuth und unnachahmlichem Muthwillen unwiderſtehlich entzückte, und in ewiger Jugend jede Stunde ſich neuer und reicher entfaltete? — Wie die Sonne, war auch ſie einzig an Glanz und Licht, Leben und Wonne.

Antonius war nicht geſchaffen, ſolchem Zauber zu widerſtehen, und als ſie, von ihm in dem freien und unabhängigen Beſitz Aegyptens beſtätigt, in ihr Reich zurückkehrte, blieb mit der Erinnerung an ſie ein Stachel der Sehnſucht und des Verlangens in ſeiner Seele zurück, der jede Ruhe, jeden Genuß, jeden Gedanken an Ruhm, Nachwelt und Weltherrſchaft in ihm unterdrückte, bis er wieder in ihrer Nähe Nahrung für die flammende Größe ſeines Heldengeiſtes fand.

Mit Sturmwindseile durchflog er Syrien, entſagte der Eroberung Palmyras, legte ſein Heer in die Winterquartiere, und eilte nach Alexandrien. In der Feier ihres Wiederſehens und ihrer Erge=

bung an ſo heiße Liebe war es, daß Kleopatra jene geheimnißvolle Geſellſchaft ſtiftete, der ſie den Namen der Vereinigung zum unnachahmlichen Leben gab. Keines Sterblichen glühendſte Phantaſie hat je wieder, im elyſiſchſten der Träume, den Götterrauſch gekoſtet, den Antonius ſich hier aus dem Becher der Liebe trank. Das verglimmende Abendroth der gluthvollen Sonnenpracht dieſes Lebens würde hinreichen, das Daſein eines ganzen lebenden Menſchengeſchlechts zu vergolden.

Unruhen in Italien riefen Antonius zu neuen Thaten auf. Bei ſeiner Ankunft dort flogen ihm alle Herzen zu, aber er war groß genug, der Welt den Frieden ſchenken zu wollen. Eine neue Theilung endete den kaum zwiſchen ihm und Octavian begonnenen Krieg, und ſicherte jenem den Beſitz der Abend-, dieſem den der Morgenwelt. Antonius kehrte nach dem Orient zurück, wo Kleopatra bald darauf gleichfalls in Syrien eintraf, und mit ihr die Götter ſeiner Lebensfreuden. Doch die Eröffnung des Feldzuges gegen die Parther gebot bald eine neue Trennung, und während Kleopatra nach Alexandrien zurückkehrte, ging Antonius nach

Armenien, welches der Hauptſammelplatz ſeiner Völker war.

Der Ruhm der Königin von Aegypten ſtieg höher und höher. Noch prangte ſie in voller Jugendſchönheit, und wo ſie ihrem Volke ſichtbar ward, genoß ſie der Huldigung ihrer Vergötterung. Iſis-Kleopatra nannte ſie das ganze Morgenland. Tempel und Altäre wurden ihr errichtet, in denen Tag und Nacht der jüngern Iſis Opfer flammten. Aber auch dem Antonius brachte dieſer Feldzug neue Siegeskronen, und, glänzender denn je, entwickelte ſich während deſſelben ſein Feldherrngenius. Nie kämpften Seelengröße und Heldenmuth glorreicher gegen Natur und Element, als in ſeinem Verlauf, und nie empfing ein Herrſcher rührendere Beweiſe der Liebe und der ſelbſt im Tode unerſchütterlichen Treue ſeiner Krieger, als dieſer Gewaltige. In 21 Tagen ſiegreich in achtzehn blutigen Gefechten betrat er endlich Armenien wieder, nachdem ihm nicht die Pfeile des Feindes, ſondern Hunger und Seuchen 30,000 ſeiner Tapferſten weggerafft hatten. Auch hier ließen Sehnſucht und Verlangen ihn nicht raſten. Ueber Schnee und Eis bahnte er ſich für ſeine Armee Wege, und

kam endlich, dieſer zuvoreilend, in Sidon an, wo er mit Kleopatra den Winter zubrachte. Der Frühling rief ihn zu neuen Thaten; er eroberte Armenien, und bereitete dann dem erſtaunten Alexandrien ein Schauſpiel, wie es bis dahin nur Rom geſehen hatte, indem er als Triumphator in ſeinen Mauern einzog.

Auf einem goldenen Thron mit ſilbernen Säulen, umgeben von den Großen ihres Reiches, umwogt vom jubelnden Volke, ſaß Kleopatra im Glanz der Schönheit und der königlichen Hoheit, und ihr Blick wurde dem Sieger Lohn, der ihr den König von Armenien mit ſeinem ganzen Hauſe, von goldenen Ketten gefeſſelt, als Trophäen ſeines Sieges übergab. Nur für ſie hatte er gekämpft, nur ihr Beifall war ihm Lohn — Antonius, der große Antonius, war untergegangen in dem Geliebten Kleopatra's! So beſteht Männergröße und Heldenruhm vor Weiberſchönheit und Liebeszauber! —

Dieſer Auftritt war aber nur die Vorbereitung zu der vergötternden Huldigung, mit der er das Andenken ſeiner Liebe zu verewigen erſann, und durch die er Kleopatra, den Göttinnen an Reiz

und Zauber gleich, dieſen auch ganz zuzugeſellen ſtrebte. Ein Feiertag, einzig in den Annalen der Weltgeſchichte, verſammelte die Bewohner Alexandriens in einer großen ungeheuren Halle, in deren Mittelpunkt ſich auf ſilbernem Boden zwei goldene, mit Edelſteinen reich verzierte Throne erhoben. Zum erſten Mal erſchien Kleopatra an dieſem Tage öffentlich im Götterſchmuck der Iſis, geziert mit allen Attributen dieſer erhabenſten aller ägyptiſchen Gottheiten. Auf dem zu ihrer Linken errichteten Throne ſaß Antonius, zu beiden Seiten, auf niedrigeren Sitzen, die Kinder der Königin. Hier erklärte nun Antonius vor allem Volke Kleopatra für ſeine Gemahlin und zur Königin von Aegypten, Lybien, Cypern und Cöleſyrien; Reiche, die er zugleich als das Erbe Cäſarions bezeichnete. Seine beiden Söhne aber, Alexander und Ptolemäus, begrüßte er als Könige der Könige, und gab dem älteſten, als Verlobten der Tochter des Königs von Medien, Armenien, dem jüngſten aber Syrien, Phönicien und Cilicien. Die Könige der Könige, Alexander in mediſcher Tracht, geſchmückt mit der perſiſchen Tiare, Ptolemäus mit dem Diadem des großen Alexanders, nahten ſich, der gött=

lichen Mutter zu huldigen, und wurden dann, zu ihren Sitzen rückkehrend, von der aus den Jünglingen der edelſten Geſchlechter ihrer Reiche gebildeten Leibwache empfangen.

Welche Mutter genoß je eines ſolchen Tages? welches Weib je eines ſolchen Triumphes der höchſten Vergötterung, die ein erdgebornes Weſen zu empfangen vermag, und das als reine Huldigung makelloſer Schönheit und durch ſie entzündeter unſterblich lodernder Liebesflamme?

Aber die erſtaunte Welt hatte noch einen Herrſcher außer Antonius, und die Idee einer Weltherrſchaft entſprach dem gigantiſchen Gedankenflug in der Seele der Vergötterten zu ſehr, gehörte als eigenthümlich zu innig zu ihrem Sein und Weſen, dem zu Folge ſie in keiner irdiſchen Beſchränkung mehr eine Scheidewand zwiſchen ſich und den Unſterblichen anzuerkennen vermochte, als daß ſie den Funken in der Bruſt des Geliebten nicht zur Flamme hätte anhauchen ſollen. Der Krieg zwiſchen Antonius und Octavian brach aus.

Kleopâtra begleitete Antonius in dieſen Feldzug, und während ihre Truppen ſich zu Epheſus

ſammelten, führte ſie in ewig neuer Jugend ein Leben herauf, wie es im Wechſeltanz lachender Horen bis dahin nur den Bewohnern des Olymps in den Träumen der Dichter zu Theil geworden war. Alles, was das Leben Süßes und Verführeriſches, die Liebe Entzückendes und Berauſchendes, die Pracht Glanzvolles, die Verſchwendung Ungeheures, die Kunſt Begeiſterndes zu ſchaffen und zu geſtalten vermag, ward hier dem Sinn und dem Herzen in ſo reicher Mannigfaltigkeit dargeboten, daß aus dem Genuß ſelbſt ewig neu der Wunſch und der Reiz ſich erzeugten. Ein unnachahmliches und unausſprechliches Leben erblühete hier in einer Ueppigkeit und Freudigkeit, deren geiſtigen Gehalt der jetzigen verarmten Welt, die es kaum zu faſſen vermag, wie eine dieſer Abendmahlzeiten drei Millionen zu koſten vermochte, zum Räthſel geworden iſt.

Zahlreichere und furchtbarere Kriegsheere hatte die zitternde Welt noch nie verſammlet geſehen. Der ganze Orient ſtand gegen den Occident in Waffen. Auch galt es nicht den Beſitz eines Königreichs, nicht die Herrſchaft über einige Provinzen — Weltherrſchaft hieß der Preis des Kam=

pfes, und der Erdkreis war bereit, in dem Sieger ſeinen Ueberwinder anzuerkennen. Einen ähnlichen Moment hat ſpäter die Weltgeſchichte nicht wiederholt, und jetzt iſt er unmöglich geworden. Man fühlt die drückende Schwüle, die ſich vor dem ausbrechenden Gewitter über die Natur zog, und die Phantaſie vermag den Entſcheidungsmoment noch nicht zu erfaſſen, ohne daß unſer Herz vor innerer Bewegung zu ſtocken ſcheint.

Endlich führte die Sonne des zweiten Septembers bei Actium den Tag der Entſcheidung herauf.

Nie fühlt der Menſch das Räthſel ſeiner Abhängigkeit tiefer, als wenn er das Schickſal einer Welt an das unerklärbare Haar des Zufalls geknüpft ſieht. Ein noch von keinem Geſchichtsforſcher erhelltes Dunkel ſchwebt über Kleopatra's ſogenannter Flucht. Sie hätte nichts entſchieden, wenn nicht Antonius, von ihrem allmächtigen Zauber ſich ſelbſt entführt, Alles aufgegeben hätte, um ihr nachzueilen.

Mit echt menſchlicher Trauer verweilen wir bei dem Sturz dieſes hohen Gemüthes, und nur mit dem Geſunkenen ſelbſt vermögen wir uns wieder

zu erheben, wenn wir ihn wenige Stunden darauf durch Blick und Wort die ihm nachſetzende feindliche Flotte in die Flucht jagen, dann ſeine Freunde um ſich ſammeln, mit der ihm eignen großherzigen Freigebigkeit reiche Geſchenke unter ſie vertheilen ſehen, verbunden mit dem Befehl, ihn zu verlaſſen, und ihr eignes Schickſal unabhängig vom Wechſel des ſeinigen zu ſichern.

Kleopatra's an kühnen Adlerflug gewohnte Seele erzeugte auch jetzt eine Idee, die als eine der herrlichſten und ſchöpferiſchſten in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes erſcheint. Sie entſchloß ſich, mit ihrer ganzen Flotte durch die Landenge von Suez in's rothe Meer zu ſegeln, dort eine neue Welt aufzuſuchen, und mit allen ihren Schätzen in ihr ein neues Reich der Herrlichkeit zu gründen. Antonius verwarf dieſen Plan, und Kleopatra, die nun nur Sieg oder Tod vor ſich ſah, bot Alles zu ihrer Vertheidigung auf, was Klugheit erſinnen und Geiſtesgröße auszuführen vermag. Die Ungleichheit des Kampfes war aber zu auffallend, um ſie nicht mit dem Gedanken des Todes vertraut zu machen, und freier denn je erblühte ihr Leben in der Umſchattung dieſes Gedankens.

Jetzt nahete ſich der Geburtstag des Antonius, den ſie mit ſo ungeheurer Pracht feierte, daß Tauſende, die als Bettler zu dieſen Feſten gekommen waren, reich von dannen gingen. Wie die Sonne, ehe ſie in's Meer untertaucht, noch einmal im blendenden Strahlenglanz aufflammt, ſo Kleopatra's herrliches Freudenleben in dieſen Tagen. — — Dann ließ ſie alle Koſtbarkeiten ihres Pallaſtes an Gold, Silber, Juwelen, Elfenbein, wie auch alle Kunſtſchätze deſſelben, in ihr ſchon früher von ihr mit der höchſten Pracht des Morgenlandes erbauetes Grabmal bringen, und zugleich die nöthigen Anſtalten treffen, daß es ihr mit allen dieſen Schätzen zum Flammengrab werde, ſobald es Octavian gelinge, als Sieger in Alexandrien einzuziehen.

Sein Schickſal auf die ſteilſte und äußerſte Spitze ſtellend, beſchloß Antonius, an einem Tage zu Lande und zu Waſſer eine Schlacht zu liefern. In der Nacht vor dieſem Tage war es, wo, nach den geheimnißvollen Sagen der Alten, der Gott, deſſen Liebling er bisher war, ihn verließ. Das erſtaunte Alexandrien hörte ſeine menſchenleeren Gaſſen zur Nachtzeit von rauſchender Muſik und allem Jubel von Bacchus glänzendem Gefolge ertönen,

ohne daß es dem Auge ſichtbar wurde, wenn gleich das Ohr, durch mehrere Straßen, bis zum Thor hinaus zu folgen vermochte.

Nicht ſein Muth, nicht ſeine Tapferkeit, ſondern nur Verrath öffneten dem feigen Weichling Octavian die Thore von Alexandrien. In demſelben Augenblick, wo Antonius ſeine letzte Hoffnung, ſeine Flotte, zur feindlichen übergehen, und ſich mit dieſer vereinigen ſah, traf ihn die falſche Nachricht, Kleopatra habe freiwillig ihr Leben geendet.

Er klagte nicht über ihren Tod — hatten ſie doch einen Weg zu gehen! — Aber als er jetzt Eros, einen ſeiner getreueſten Sklaven, aufforderte, ſein früher gegebenes Verſprechen zu halten, und ihn zu tödten, zog dieſer auch den Dolch, aber nur um ihn in die eigene Bruſt zu ſtoßen, und todt ſank der Treue zu den Füßen ſeines Gebieters nieder. Da zog Antonius ſein Schwert und warf ſich hinein.

Die Wunde war tödtlich, doch dies nicht augenblicklich. Kleopatra, von der Verbreitung des falſchen, ihren Tod verkündenden Gerüchts unterrichtet, ſandte Diomedes ab, Antonius hiervon zu be-

nachrichtigen. Dieſer kam zu ſpät, den Helden zu retten, aber früh genug, ſein entfliehendes Leben aufzuhalten, und ihn in die Arme der Königin zu geleiten. — Ihr Grab öffnete ſich, ihn zu empfangen.

Antonius letzte Worte waren Preis der Götter, die ihn vor allen Sterblichen reich beglückt und hoch begabt hatten, indem ſie ſeinem Leben Kleopatra's Liebe, ſeinem Andenken unſterblichen Heldenruhm ſchenkten, und ihn beſiegt, doch glorreich fallen ließen, da er, ein Römer, nur von Römern überwunden worden war.

Kaum war Antonius todt, ſo erſchien ſchon bei Kleopatra ein Abgeordneter Octavians, ſie unter den gleißneriſchſten Verheißungen zur Ergebung an den Sieger zu bereden. Doch auch hier ſiegte feige Liſt; denn während Kleopatra um den Thron von Aegypten für ihre Söhne, als Löſegeld für ihre Schätze unterhandelte, erſtiegen die feindlichen Soldaten ein Fenſter des Gebäudes. Durch das Geſchrei ihrer Frauen hiervon benachrichtigt, zog Kleopatra den Dolch, den ſie in ihrem Gürtel trug — er wurde ihr entriſſen, und mit der ängſtlichſten Sorgfalt alles Lebenverletzende von ihr entfernt.

Viele Könige warben um den Ruhm, dem

Leichnam des Antonius die letzte Ehre zu erweiſen. Kleopatra behauptete ihr Recht als Gemahlin und als Königin, und mit aller Pracht, die der Größe des Verewigten zu entſprechen vermochte, ward ſein Leichenbegängniß von ihr gefeiert. Dann befahl ſie, ein großes Feſt zu veranſtalten, bei welchem ſie ſich den dazu geladenen Römern in aller Hoheit ihres Ranges und in allem Glanz ihrer noch immer einzigen und unvergleichlichen Schönheit zeigte. Nach aufgehobener Tafel ſandte ſie Octavian einen Brief. Er erbrach ihn, und fand darin nur die Anweiſung, ſie neben Antonius begraben zu laſſen. Erſchreckt eilte er gleich ſelbſt zu ihr, aber die Feſſeln ihres irdiſchen Lebens waren ſchon gelöſet, und leblos fand man ſie im prachtvollſten königlichen Schmuck auf ihrem goldenen Lager ruhen. Die eine ihrer Vertrauten, Iros, lag ſchon entſeelt zu ihren Füßen; die andere, Charmio, wankte noch, bemüht das Diadem in Kleopatra's Locken feſter zu ſchlingen. „Unglückliche, was ging hier vor?“ fuhr ſie einer der Hereintretenden an. — „So geziemt es einer Königin zu ſterben,“ erwiederte ſie, und mit dieſen Worten ſank auch ſie todt zu den Füßen ihrer königlichen Herrſcherin.

Alle Verſuche zur Wiederbelebung Kleopatra's waren vergeblich, ſo wie man die Art ihres Todes auch nicht mit Zuverläſſigkeit anzugeben vermag. Das ſtolze Rom ſtellte ihre goldne Bildſäule im Tempel der Venus als das Bild dieſer Göttin auf, und bog vor ihr ſein Knie, und auch wir können nur im Götterkreiſe des Olymps ihres Gleichen an Herrlichkeit und kühnem, ſich zu den Göttern aufſchwingenden Lebensmuthe finden.

A m a l a.

Von Fürſten und Freiherren umgeben, vom Jubelgeſchrei des Volkes umwogt, näherte ſich die Prinzeſſin Olga der Grenzſtadt des Reiches, deſſen Thronfolger ihr zum Gemahl beſtimmt war. Acht ſchneeweiße, roſenroth mit Silber aufgeſchirrte Roſſe zogen den kryſtallnen Wagen, in dem, ſtrahlend von Juwelen, noch ſtrahlender von Hoheit und Jugendreiz, die königliche Braut im mild verklärenden Schimmer freundlicher Holdſeligkeit ſaß. Neben dem Schlage des Wagens ritt Graf Leo von Leoni, von der Monarchin des Landes geſandt, ſich in dieſer Grenzſtadt, als Stellvertreter ihres Neffen und Thronerben, die ſchöne Fürſtentochter antrauen zu laſſen. Ein geborner Lebensfürſt, heldenmüthig und ſchön, wie die blühendſte Phantaſie ſich nur den herrlichſten von Hellas Götterſöhnen zu geſtalten vermag, theilte

er mit der Prinzeſſin die Bewunderung der Menge. Da, als der Zug ſich der vor den Thoren der Stadt aus Blumengewinden erbaueten Ehrenpforte nahete, ſchwiegen plötzlich die Trompeten, die bis jetzt in den Jubelruf des Volks ſchmetterten, der Donner der Pauken verhallte — unſichtbare Harfenchöre erklangen, und eine Schar von Amorinen flatterte herbei und umgab den Wagen der Fürſtenbraut, die ſich dem lieblichen Kinde entgegen neigte, das, auf den niedergelaſſenen Tritt des Wagens hüpfend, ihr einen Kranz überreichte, und mit einem für dies Alter ungewöhnlichen Ausdruck der Empfindung ein Gedicht ſprach, deſſen Innigkeit die Prinzeſſin rührte. Sie neigte ſich, den Kranz zu faſſen, den die Kleine ihr darbot und ſie dankend auf die Stirn zu küſſen; dieſe aber hob den Blick zu dem Grafen empor, der ſtolz auf ſeinem hohen Roſſe ſo nahe an dem Schlag des Wagens hielt, daß die Kleine zwiſchen ihm und der Fürſtin ſtand, und fliſterte dieſer leiſe zu: „Hüte Dich vor ihm, er raubt Dir Herz und Krone, wenn ich Dich nicht rette.“

Ueberraſcht flog der Blick der Fürſtin zu ihm auf und traf begegnend dem ſeinen; Auge flammte in Auge; erröthend ſenkte Olga vor dem hell flam-

menden Blitz ſeines Blickes den ihrigen, und ſchnell ihrer Hand entgleitend wich das Kind in den Kreis ſeiner Geſpielinnen zurück.

Als ſich am Abend dieſes geräuſchvollen Tages die Prinzeſſin in ihr Schlafgemach zurückgezogen hatte und die Bilder deſſelben ihr in der Erinnerung vorüberglitten, gedachte ſie auch der räthſelhaften Worte, die das Kind ihr zugeflistert hatte. Sie konnte die Kleine nur für ein Werkzeug halten, und da es ihr wichtig war, zu erfahren, wer ſich erkühnen durfte, ihr eine ſolche Warnung zufliſtern zu laſſen, befahl ſie ihrer Hofdame, das Kind, welches ihr den Kranz überreicht habe, am andern Morgen zu ihr zu bringen, weil ſie der Kleinen das ihr beſtimmte Geſchenk ſelbſt übergeben wolle.

Die Kleine hieß Amala, und war die einzige Tochter des Präſidenten von G. In dem Kinde wohnte der Geiſt eines räthſelhaften Ahnungs-, eines wunderbaren Anſchauungsvermögens, von dem Keiner Rechenſchaft abzulegen vermochte, woher? und wie es dem Kinde komme. Oft erzählte ſie den Eltern merkwürdige Vorfälle aus entlegenen Gegenden, als ſei ſie Augenzeuge derſelben geweſen; oft verkündete ſie ihnen Begebenheiten kommender Tage kindlich

unbefangen voraus. — Wurde ſie genauer darüber befragt, weg war der Blitz dieſer Anſchauung, und ſie vermochte ſich nur ſelten des eben Verkündeten zu erinnern; es wurde ihr dann zu einem fremden, ihrem Sinn deutungsloſen Worte. In ihrer Familie beſchäftigte man ſich eben nicht mit Beobachtung und noch weniger mit Ergründung dieſer Seltſamkeit; man führte ein zu thätiges Leben, um zum Grübeln darüber Zeit zu haben. Auch verlor Amala früh ihre Mutter; der Vater, ein ernſter Geſchäftsmann, freudelos ſeit der Gattin Tode, ſah das Kind ſelten, und die alte Tante, der er ſie zur Aufſicht anvertraute, beachtete die Kleine außer den Lehrſtunden wenig, und hinderte ſie nicht, die übrige Zeit einſam im Garten des väterlichen Hauſes zuzubringen. So blieb die zarte Pſyche ungeſtört in der Hülle der Kindlichkeit, und wunderbare Gebilde zogen der Kleinen oft, vorzüglich in den Dämmerungsſtunden, vorüber, wenn ſich das irdiſche Leben um ſie her in ſtille Ruhe verſenkte, und ſüße Stimmen fliſterten ihr leiſe Deutungsworte zu.

Als die Prinzeſſin am Morgen erwachte, wartete Amala ſchon im Vorzimmer und ließ ſie,

als ſie es erfuhr, zu ſich an ihr Lager kommen. Die Furchtſamkeit des Kindes hatte ſich ſchon verloren, da die Kammerfrauen ſich aufmunternd und koſend mit ihr im Vorgemache beſchäftigt hatten, und ſie ging freundlich und artig auf die Prinzeſſin zu, ihr, wie es ihr von der Tante eingeſchärft worden war, ehrerbietig die Hand zu küſſen; als dieſe ſie aber zärtlich umarmte und auf das Lager zu ſich emporhob, um mit ihr zu ſchwatzen, verſchwand vollends bei Amala die Scheu des Eindrucks, den der feenartige Glanz, in dem ihr geſtern die fürſtliche Braut entgegengeſtrahlt war, auf ihre kindliche Phantaſie gemacht hatte; ſie ſchlang die kleinen Arme um den Hals der Prinzeſſin, küßte ſie zärtlich und beantwortete ihre Fragen mit der lieblichen Unbefangenheit reiner Kindlichkeit. Vergeblich aber forſchte die Prinzeſſin nach Auskunft über die von ihr erhaltene Warnung; Amala war es ſich nicht bewußt, ſie ausgeſprochen zu haben, und da ihr Weſen keinen Zweifel an ihre Wahrhaftigkeit verſtattete, ſo begann die Fürſtin jene Aeußerung für ein Spiel des Zufalls zu halten, das keine ernſte Beachtung verdiene. Um aber mit dem Kinde fortzuplaudern, das ihr in

ſeiner Schönheit und Lieblichkeit gefiel, fragte ſie, was ihr denn geſtern am beſten gefallen habe? „Ei, Sie ſelbſt,“ antwortete Amala, „Sie ſahen in dem goldenen Kleide und der juwelnen Krone ſo ſchön wie eine Königin aus.“ Die Prinzeſſin lächelte — „und wie,“ fragte ſie weiter, „gefiel Dir denn der Herr, der Dir vom Pferde herab die Hand reichte, Dich auf den Tritt des Wagens zu heben?“ — „O, den habe ich ſchon oft geſehen,“ flüſterte Amala ſtill vor ſich hinblickend, — „und wo?“ fragte die Prinzeſſin neugierig. — „Ich weiß nicht,“ antwortete Amala, „einmal war es in einem großen hellen Saal; am Ende deſſelben ſaß auf einem goldenen Thron eine alte freundliche Frau, und Sie waren auch da und lächelten ihn freundlich an, aber Sie waren blaß, und neben Ihnen ſtand ein recht häßlicher, böſer Mann; und dann ein andermal war es dunkel und kalt, als ich zu ihm eintrat und die ſchweren Ketten löſete, die er trug.“ — „Kind!“ rief hier die Prinzeſſin erſtaunt, „Du träumſt!“ — Aufgeſchreckt fuhr Amala zuſammen, und den Blick hell auf die Prinzeſſin richtend, fragte ſie lächelnd und befremdet, „was habe ich denn geſagt?“

Tief in ſich verſunken blieb die Prinzeſſin ſtumm; endlich ſich aufrichtend und ihre Kammerfrau herbeiwinkend, ließ ſie ſich ein Schmuckkäſtchen reichen, aus dem ſie eine goldne Kette nahm, deren diamantnes Schloß ſie um Amala's Hals zudrückte. „Trage ſie zu meinem Andenken, räthſelhaftes Kind,“ ſagte ſie, einen Kuß auf ihre Stirne hauchend, „und zum Unterpfand, daß ich Dich nie vergeſſen und gern einſt in Dir meinen Schutzgeiſt ſehen werde.“

Olga's Gemahl, der Kronprinz, war bösartig von Charakter, dumpfſinnig von Geiſt; die Rohheit ſeines Gemüthes und die widrige Häßlichkeit ſeiner Geſtalt erweckten in ihr gegen ihn eine unüberwindliche, ſie qualvoll peinigende Abneigung, und ſie empfand tief die Grauſamkeit des Geſchickes, mit allen ſchönen Hoffnungen ihres blühenden, jugendlichen Lebens ein Opfer dieſer Verbindung geworden zu ſein. Mit einem reinen, liebebedürftigen Herzen war ſie in ſein Land gekommen; allein, wie Schwefeldampf die eben aufgeblühte Roſe entfärbt,

ſo ſchwand auch die Schönheit ihrer angebornen Sinnes- und Empfindungsweiſe vor der Nothwendigkeit, von der ſie in ihren neuen Verhältniſſen gefaßt wurde, und die ſie zwang, die reinſten Empfindungen ihres Herzens, die edelſten Fähigkeiten ihrer Seele gewaltſam in ſich zu ertödten. Vieles wurde in ihr auf dieſem Pfade zerſtört; doch bewährte ſie die Kraft, ſich Keinem von denen hinzugeben, die ihrem edleren Weſen feindlich entgegen ſtanden. Ihr Geiſt erſtarkte im Kampf mit ihren Verhältniſſen, und bildete ſich männlich, muthig und ernſt aus; ſelbſt ihre Schönheit gewann im Laufe der Jahre einen Ehrfurcht gebietenden Charakter. Der Schutz der Monarchin ſicherte ſie, ſo lange dieſe lebte, gegen die despotiſche Grauſamkeit ihres Gemahls, und zwang dieſen, in ſeinem Betragen die Formen des äußern Anſtandes zu beobachten, die ihr allein Schutz gegen ſeine ſittliche Gemeinheit zu gewähren vermochten; doch die Monarchin war alt und kränklich; ihr Tod ließ Olga ſchutzlos, wenn ſie es nicht verſtand, ſich während ihres Lebens eine Macht zu gründen, die ihr erſetzen konnte, was ſie mit ihr verlor. Sie wußte, daß ihr die Neigung der Großen des Reichs zuge-

wandt war, und daß dieſe ſie, ſtatt ihres Gemahls auf den Thron zu ſetzen wünſchten; allein ſie erkannte auch die Gefahr eines ſolchen Unternehmens, und daß es, um zu gelingen, durchaus eines kühnen, geiſteshohen Mannes bedürfe, der es leiten, unternehmen und ſich an die Spitze ihrer Partei ſtellen könne. Einen ſolchen Mann fand ſie unter den Höflingen nicht, aber wohl ſtieg aus dem Spiegel der Vergangenheit Leo's Bild vor ihr auf. Ach, als er ihr einſt an der Grenze eines neuen Lebens, in der blühenden Schönheit eines Göttersohns entgegen trat, waren in ihrem Herzen Ahnungen eines Glückes erwacht, die ſie nie wieder vergeſſen konnte, wenn ſie gleich wie Nachtigallentöne, die in dem Reif einer kalten Frühlingsnacht ungehört verklingen, traurend wieder in ihrer Bruſt verſtummen mußten. Auch wurde er ihren Blicken damals ſchnell entzogen. Er war, als ſie ihn kennen lernte, der Verlobte eines ſchönen, von ihm in friſcher leichter Jugendneigung erwählten Mädchens, und verließ gleich nach ſeiner Vermählung mit ihr den Hof, weil er zum Statthalter einer fernen Grenzprovinz ernannt worden war. Jetzt aber, nach acht Jahren, rief ihn die Monarchin an den Hof zu-

rück. Seit Kurzem war er Witwer, und wie verblich das Bild, das Olga's Erinnerung von ihm bewahrt hatte, vor dem Eindruck, den seine Wiedererſcheinung auf ſie machte! Alle ſeine Züge hatten den Reiz eingeernteten Ideenreichthums gewonnen, die hellen Blicke der dunkeln Augen ſprühe- ten Blitze, und man fühlte, daß er durch Hoheit des Gemüths, Tapferkeit und Seelengröße von der Natur geweiht war, auf dem erſten Platz, zunächſt dem Thron zu ſtehen. Was bis dahin in der Seele der Prinzeſſin wohl nur verſchwebender Gedanke geweſen war, geſtaltete ſich jetzt zum Wunſch, und Beide verſtanden ſich bald in Einem Gedanken, Einem Plan.

Ein glorreiches Zeitalter, ein herrlich aufblühendes Volk, ein reiches Leben voll Kampf und Sieg und Luſt, waren einſt als Jüngling Leo's Träume geweſen, und muthig trat er in die Schranken, um für die leidenſchaftliche Sehnſucht, mit der er Großes zu thun und zu leiten begehrte, einen würdigen Schauplatz zu finden; doch ſein Zeitalter konnte die Begeiſterung nicht vergelten, mit der er es erfaßte; ja, es vermochte ſie nicht einmal zu erkennen, und ſo begann auch er ſich allmählig da-

gegen zu verhärten. Die Zeit, in der er lebte, war leer an großen Begebenheiten, und ſo wenig auf- und anregend, ſo lähmend, ſo naßkalt, daß man mit den alltäglichſten Geiſtes- und Seelenkräften zu Allem ausreichen konnte, was ſie ihr zu leiſten vergönnte. Der Graf hielt ſich berufen, ſie aus dieſem Winterſchlaf zum verjüngenden Erwachen zu wecken, und da ſie, wie er wähnte, keine würdigere Kraft als die des klugen Ehrgeizes, der zu herrſchen verſteht, zu lohnen vermochte, ſo ergab er ſich dieſem. Aber eine ſo reiche Natur, wie die ſeine, die ihn in Hochſinn und Liebe den Edelſten aller Zeiten hätte zugeſellen ſollen, konnte ſelbſt durch das Unheil eines ſo gefährlichen Irrthums nicht ganz entadelt werden; es blieb in ihm eine Fülle ſittlicher Kraft, deren edler Ernſt ſeinen gefährlichen Ehrgeiz lange vor verbrecheriſcher Ausartung ſicherte; nur um ihrer Herrlichkeit willen war die Luſt des Herrſchens in ihm mächtig, und er blieb für die Zwecke niedriger Selbſtſucht auch ſelbſt in ſeinen Verirrungen noch zu groß. Die Monarchin, deren Unterthan er war, hatte ſeinen Vater zu ſehr durch ihre Gunſt ausgezeichnet, um nicht auch dem Sohne die Bahn zu den höchſten Staatsämtern zu öffnen,

und als jetzt der Tod ſeiner Gemahlin die Bande zerriſſen hatte, die ihn an eine von dem häuslichen Leben unzertrennliche Beſchränkung gefeſſelt hatten, lag ſein Blick wieder frei und kühn auf Allem, was im Leben gewonnen und erſtrebt werden kann. Olga's Neigung entging ſeinem Blicke nicht, und er glaubte in ihr das Mittel zu erkennen, ſein Vaterland von dem Unglück einer despotiſchen Regierung zu retten, und ſeinen Durſt nach Thaten zu befriedigen. Umringt von Spähern, umſchlichen von Argwohn und Verrath, bedurften die Prinzeſſin und er einer Vertrauten, und in Olga's Seele, die allem Wahn des Wunderglaubens ergeben war, ſtieg das Bild des räthſelhaften Kindes wieder auf, das ihr einſt Rettung für ſie und den Grafen in der Stunde der Gefahr verheißen hatte; ſie erzählte dieſem jenen Vorfall, und da ihn eine Reiſe an den benachbarten Hof durch die Stadt führte, in der Amala lebte, trug ſie ihm auf, ſich nach ihr und ihren Verhältniſſen zu erkundigen, und ſie, wenn dieſe den Vorſchlag begünſtigten, aufzufordern, Hofdame bei ihr zu werden.

Der Graf fand Amala am Sterbebette ihres Vaters, deſſen Tod ſie zur hülfloſen Waiſe machte.

In der Einfachheit ihres bisherigen kindlichen Lebens hatte ſie noch keinen Mangel, wie auch keine Bedürftigkeit empfunden, und dankbar zufrieden mit den leichten Gaben und den kleinen Freuden, die ihr der eng beſchränkte Kreis ihrer Umgebungen bot, glich ſie einer Knospe, der noch der Sonnenſtrahl, in dem ſie ſich zur Blüthe entfalten ſoll, nicht geleuchtet hat, und keine Liebesneigung, keine höhere Lebensanregung hatte ihrem jungen Gemüthe bis jetzt Freude oder Schmerz bereitet. Auch ihre Geſtalt war noch nicht völlig entwickelt; ihr freundliches Geſicht mit ſeinen ſanften Zügen und ſeinem feinen Farbenwechſel hatte noch keinen beſtimmten Ausdruck, und nur aus ihren dunkeln Augen ſtrahlte die Tiefe der Schwärmerei und der Liebe, die für dieſe reiche, empfindungsvolle Seele das Element war, in dem allein ſie ſich entfalten konnte. Die Menſchen kannte ſie nicht; allein von dem Menſchen trug ſie im Herzen ein Ideal, das ſie an fremde Tugend glauben und ihre eigene bewahren lehrte. Das Ahnungsvermögen, das ihr als Kind eigen war, war vor dem geſunden, kräftigen Lebensgefühl fröhlich erblühender Jugend verſchwunden; doch hatten ſich die Geſtalten der Fürſtin und des

Grafen ihrer Phantaſie ſo tief eingedrückt, daß ſie ihr im Laufe der Jahre ſtets gegenwärtig blieben, und ihr aus der Dämmerung der Ferne und der Zukunft winkten, als gehöre ſie zu ihnen, als ſei ihr Schickſal unwiderruflich an das ihrige geknüpft, und als ihr der Graf nun in der bangſten Schmerzensſtunde ihres bis jetzt ſo kindlich einfachen Daſeins am Sterbebette ihres Vaters erſchien, und ſeine Worte ihrer Zukunft Geſtalt und Bedeutung gaben, da fühlte ſie ſich plötzlich wie in eine neue Welt verſetzt, und nahm ſeinen Antrag als ein höchſt willkommenes Glück an. Ihrer Einwilligung verſichert, machte er ihren Vormund im Namen der Fürſtin mit ihrer Ernennung zur Hofdame bekannt, und da ihn ſein Weg auf der Rückreiſe wieder durch dieſe Stadt führte, wurde beſchloſſen, daß Amala, von ihrer Kammerjungfer begleitet, die Reiſe zur fernen Reſidenz dann unter ſeinem Schutz und in ſeiner Begleitung machen ſolle.

Unglaublich ſchnell entwickelten ſich jetzt bei Amala, in dem Zeitraum weniger Wochen, Geiſt und Herz, und noch ein halbes Kind, als der Graf ſie im Sterbezimmer des Vaters wiederſah, vermochte dieſer das Bild, das ſich ihm von ihr in jener Stunde eingedrückt hatte, nicht wieder in der Jungfrau zu erkennen, die ihm bei ſeiner Rückkehr entgegentrat. Ihr Weg führte ſie in der ſchönſten Jahreszeit durch die blühendſten Provinzen ihres gemeinſchaftlichen Vaterlandes, und wie ein fröhlicher Frühling voll Geſang und Blüthen prangte Amala ſelbſt in der Friſche ihrer Jugendlieblichkeit und dem Reiz einer zarten, in ihr mit einem ſinnvollen Verſtande vereinten Empfindung, von einzelnen geheimnißvoll durchbrechenden Strahlen erwachender Liebe durchleuchtet. Vieles von dem, was ſonſt nur Bildung und Kenntniſſe geben, war ihr eigenthümlich, wie ein angebornes Talent, und es entzückte den Grafen, wie ſich ihr Geiſt in der Klarheit ſeiner Anſchauungen, und ihr Herz in der Reinheit kindlicher Unſchuld immer mehr vor ihm entfaltete und ſie ſelbſt ſich zuweilen über die Offenbarungen verwunderte, die ihr durch ihre eignen Worte wurden und die den Schleier lüfteten, der

ihr die Geheimniſſe des Menſchenherzens und die Räthſel des Lebens bisher verborgen hatte. Es ſchien ihm zuweilen gefährlich, ſie die glatte Bahn, auf der ſie künftig wandeln ſollte, ungewarnt betreten zu laſſen; aber er war ſelbſt edel genug, um dem Adel des Gemüths zu vertrauen, den ſie in allen ihren Aeußerungen, wie in allem ihren Thun offenbarte, ihr Sinn erklärte ſich ſtets gerecht und wahr für das Schöne und Gute, auch da, wo ihr Urtheil nicht zu richten vermochte, und er fühlte, daß es der Zeit allein überlaſſen bleiben mußte, ihre Ideen und Anſchauungen von der Welt und ihren künftigen Lebensverhältniſſen zu berichtigen. Umſpielte doch ihn ſelbſt, den Welterfahrnen und Klugen, ihre Nähe wie ein milderes, wärmeres Element, als die Luft, in der er zu athmen gewohnt war, und ſo ließ er ſie ungeſtört, ſich ſelbſt gelobend, treu über ſie zu wachen und ihr Beſchützer und Freund zu bleiben.

Der Graf hatte ihr das Bild der Fürſtin, in dem vollen Glanz der Hoheit, der jugendlichen Gemüthern ſo ſehr imponirt, und obendrein auch noch in dem romantiſchen Zauber des Unglücks, auf

einem Thron allein zu ſein, ſo tief, ſo glühend an's Herz gedrückt, daß alle Regungen deſſelben ſich in unbedingter Treue und Hingebung der hohen Gebieterin zugewandt hatten, und ihr Anblick vollendete dieſen Eindruck. Olga war vollkommen ſchön, doch ehrfurchtgebietend, ſtolz und kalt in ihrer Erſcheinung; allein deſto unwiderſtehlicher wurde ſie, wenn dieſe ſtrengen Züge von ſanften Regungen milde erhellt wurden. Amala erinnerte ſie an ihre ſchönere Jugend; ſie empfing ſie überdies als eine Gabe aus des Grafen Hand, ſie ſah in ihr ein brauchbares Werkzeug für ihre Plane, und die Rührung, mit der Amala vor ihr niederknieend die ſchöne, ihr zum Empfang gereichte Hand an ihre Lippen drückte, während ihre Augen ſich mit Thränen füllten, that dem Herzen der Fürſtin menſchlich wohl, und ſie nahm ſie huldvoll auf. Doch noch gnädiger wurde Amala von der alten Monarchin empfangen, die, von Natur liebreich und gütig, ſich des Anblicks und der jugendlichen Schüchternheit des reizenden Kindes erfreute. „Der ſieht man es an," ſagte ſie zu der Oberhofmeiſterin, „daß ſie vom Baum der Erkenntniß des Guten und des Böſen noch nicht gekoſtet hat. Arme Kleine," fuhr ſie fort,

„möge Dir das Schickſal keine zu harte Lebensſchule beſtimmt haben!“

Amala fand ſich leicht in ihre neuen Verhältniſſe, und ahnete nicht, daß es die innige Hinneigung ihres Herzens zu dem Grafen war, die ſie ſo ſchnell mit ihnen befreundete. In der ſtillen Wonne ihrer jugendlichen Träume verſenkt, blieb ſie unangefochten von Allem, was auf ſie ſtörend und verletzend hätte einwirken können. Es iſt ja auch das himmliſche Vorrecht der Liebe, daß ſie den Glanz eines ſchöneren Daſeins auf die Dürftigkeit der Wirklichkeit zurückwirft, und es iſt keine Täuſchung, wenn dieſe, von ihrem Zauber angeſtrahlt, uns reicher und edler erſcheint; denn die Liebe weckt in uns den Sinn, das Ewigſchöne mit der Hülle des Vergänglichen zu empfinden und zu erkennen. Ja, es bedarf nicht einmal der vollen Offenbarung ihrer Kraft und Herrlichkeit, um dieſe ſchöne Fähigkeit, dieſe Bürgſchaft der Unſterblichkeit, in uns zu entwickeln; ſchon die erſten heiligen Ahnungen

der Liebe üben, wenn ſie in unſerm Herzen erwachen, dieſe Gewalt über das Leben und das Gemüth.

Der Graf lernte im Umgange mit ihr immer mehr einſehen, wie zur reinen Auffaſſung des Großen ein Kinderauge und ein Kinderherz gehöre. Ruhig ließ Amala die Erſcheinungen des Lebens vor ſich vorüberziehen, ſie jung und einfältiglich, aber wahr und lebendig erfaſſend; die Weltgeſchichte war ihr ein Weltgericht, und in angeborner Kraft legte ſie in den Gang des Schickſals, wie ſich dieſes in der Entwickelung des Menſchengeſchlechtes offenbart, eine geheimnißvolle Hoheit; doch auch das Wirkliche, das rein und menſchlich Empfundene und Dargeſtellte war ihr lieb und verſtändlich, wie der klare Strom den Wiederſchein des Himmels trägt, aber auch die Blumen und Gebüſche ſeiner Ufer abſpiegelt. In Jahresfriſt war ſie, ohne doch um ſein Herzensverhältniß zur Fürſtin zu wiſſen, die Vertraute ſeiner Plane; ſie ſah in ihm nur den Mann, der für ſein Vaterland, für Freiheit und unſterblichen Ruhm, für Unſchuld und Schönheit dem Tode kühn in's Auge ſchaute, entſchloſſen, für Alles Alles zu wagen, und alle Kraft ihrer

Seele flammte in Liebe und Begeiſterung auf bei dem Gedanken, ſich mit ihm zu gleicher Gefahr für Leben und Tod verbunden zu fühlen.

Die Fürſtin ſtand zu hoch im Selbſtbewußtſein ihrer Reize, ihrer Macht und ihrer Hoheit, um dem jungen Mädchen die Zuneigung des Grafen zu beneiden, oder dieſe ſelbſt falſch zu deuten. Von einer mächtigen Leidenſchaft für ihn ergriffen, wünſchte ſie jetzt nur den Thron zu beſteigen, um ihn mit dem Glanz der Herrſcherhoheit ſchmücken zu können. Wenn die Liebe zu dem Grafen in Amala wie die beſeelende Lebenskraft ihrer edlen Natur freudig erblühte, ſo hielt auch eben die Klarheit des Liebeäthers, in welchem ſie athmete, alle Unruhe der Eiferſucht und der Leidenſchaft von ihr entfernt; das heilige Dunkel ihrer Empfindung für ihn erhellte ſich ihr allmählig, ſo wie ihr Geiſt ſich entfaltete und bildete, als der frei gewordene Grundtrieb ihrer Natur, allein ihre Liebe blieb ruhig und anſpruchlos, da hingegen die Leidenſchaft der Fürſtin glühend und ſiegfordernd in das äußere Leben einzutreten begehrte. Der Graf ſtand, wie ſo oft Männer im Leben, mit getheiltem Herzen zwiſchen Beiden, und hätte Keine von ihnen aufgeben mögen,

um die Andere deſto ſicherer zu gewinnen. Amala's ſtille, innige Liebe hatte einen ihn oft bis zur Rührung überwältigenden Zauber für ihn; allein die Liebe der Fürſtin verhieß ihm die Herrſchaft über ein großes Reich, und die Erfüllung der kühnſten Lebenswünſche; das Glück, das ſie ihm bot, berauſchte ihn, und Schönheit, Kraft und Weltverſtand mit Herrſchermajeſtät verbunden, verherrlichten ſich ihm ſo in dem Bilde der Prinzeſſin, daß ſein Herz vor Verlangen brannte, ſie auf dem Throne zu ſehen.

Jetzt wurde die Monarchin, die ſchon lange gekränkelt hatte, ernſtlich und gefährlich krank; der Augenblick ihres Todes mußte für das Schickſal der Prinzeſſin der entſcheidende werden, da ſie der Verſtoßung gewiß ſein konnte, wenn es ihr nicht gelang, ihrem Gemahl zuvorzukommen, ihn zu entfernen, und ſtatt ſeiner den Thron zu beſteigen. Alles war von dem Grafen und den Häuptern der Partei, an deren Spitze er ſtand, vorbereitet, Alles klug berechnet; eine dumpfe Stille lag über Hof und Stadt; die Prinzeſſin durfte nicht von dem Lager der ſterbenden Monarchin weichen, von der ſie geliebt wurde, und die ſie nicht von ſich laſſen

wollte, und Amala war die Einzige, durch deren Vermittlung ſie in dieſen bangen Tagen Briefe mit dem Grafen wechſeln, und von ihm Nachrichten erhalten konnte, da ihre Jugend und Unbefangenheit den Verdacht der Theilnahme an politiſchen Planen von ihr entfernte. Da vernichtete ein Zufall das ſchlau berechnete Werk mehrerer Jahre; der Kronprinz erhielt Beweiſe, daß ein geheimes Verſtändniß zwiſchen dem Grafen und ſeiner Gemahlin Statt fand; doch die Vermuthung, daß ihrem Briefwechſel und den geheimen Zuſammenkünften, die ſie gehabt hatten, ein politiſcher Plan zum Grunde liege, wurde aus Mangel von Beweiſen nicht zur Gewißheit. Er eilte zur Regentin, bewies ihr, was bewieſen werden konnte, und drang auf Beſtrafung, die ſie nicht verweigern durfte. Der Graf wurde gefangen genommen, die Prinzeſſin erhielt vorläufig Zimmerarreſt und keine ihrer Damen ward zu ihr gelaſſen.

Amala war von dem Augenblicke an, wo ſie die Verhaftung ihrer Gebieterin und des Grafen erfuhr, auf blutige Entſcheidung gefaßt, und feſt entſchloſſen, mit ihnen zu ſterben, wenn ſie ſie nicht zu retten vermöge. Die Monarchin ließ ſie zu ſich

fordern, um ſie über das Verhältniß des Grafen zu der Prinzeſſin zu befragen, da es kein Geheimniß war, daß der Graf Amala vor allen andern Damen des Hofes ausgezeichnet hatte. Sie hatte einſt Leo's Vater geliebt; der Tod hatte ihn ihr geraubt, allein dem Grabe nahe, ſprach die Stimme des Herzens nur um ſo lauter für das Ebenbild und den Sohn des Geliebten ihrer Jugend. Amala's Thränen, ihr Flehen, die Macht der Verzweiflung und der Liebe in dem reinen, ſtarken Jugendherzen erſchütterten die Monarchin vollends, als ſie zu ihren Füßen niederſank und ſie beſchwor, dem Grafen ein Engel des Erbarmens und der Gnade zu werden. „Nein!" ſagte die Monarchin, und hob das Auge gen Himmel, „kein Blut ſoll mehr fließen, ſo lange ich noch athme, und frei von allen den irdiſchen Rückſichten, denen ich oft mein Glück und meinen Frieden habe opfern müſſen, will ich wenigſtens ſterbend meinem Herzen folgen, und ſegnen ſtatt zu tödten." — Sie klingelte und befahl dem Eintretenden zu dem Kronprinzen zu gehen und ihn zu bitten, gleich zu ihr zu kommen. „Und Du," ſagte ſie zu Amala, „bereite Dich auf eine Reiſe, wahrſcheinlich hörſt Du noch vor Abend das Weitere."

Beim Einbruche der Nacht wurde Amala wieder auf geheimen Wegen zu der Monarchin geführt. „Das Leben der Prinzeſſin und des Grafen," ſagte ſie ihr, „iſt dem Geſetz verfallen und für die Welt müſſen Beide aus der Zahl der Lebenden verſchwinden; allein ein Schwur des Kronprinzen ſichert mir das Leben der Prinzeſſin, und ſtatt des Giftbechers, der ihr beſtimmt war, wird ſie nur einen Schlaftrunk erhalten, ſtatt des Grabgewölbes wird ſie die, fern im Meere, auf einer Felſeninſel gelegene Feſtung Z. empfangen. Als Staatsgefangene ſoll ſie dort jede Milderung ihres Unglücks finden, die ich ihr noch zu gewähren und zu ſichern vermag." Bewegt hielt hier die Monarchin inne — „und der Graf?" fragte Amala erblaſſend und ihr Geſicht tiefer auf die Füße der Monarchin niederneigend.

„Ich ſchenke Dir ſein Leben, Mädchen, geh und löſe ſeine Feſſeln, aber auf ewig muß er das Reich meiden, wo ſein Haupt dem Schwert des Henkers verfallen iſt. Das Schiff iſt bereit, das Euch Beide unter fremdem Namen nach Amerika führen ſoll. Hier," fuhr ſie fort, und übergab Amala eine Brieftaſche, „hier iſt Deine Ausſteuer,

ſucht Euch jenſeits des Meeres ein neues Vaterland; und gedenkt meiner, wenn Ihr glücklich ſeid!“ —

Wer vermag die ſtreitenden Gefühle in Amala's Herzen zu ſchildern! Das Leben des Geliebten war gerettet, eine Verkündigerin der goldenen Freiheit, war es ihr vergönnt ſeine Feſſeln zu löſen — jenſeits der Meere winkte ihm ein neues Vaterland, und ſie, die, als ſie von der Monarchin zum erſten Mal das Geheimniß ihrer Liebe für ihn ausſprechen hörte, es ſich auch zum erſten Mal geſtand, daß ſie ihn über Alles liebte, und daß ſie ihr Leben an das ſeine gebunden fühlte, durfte es nun für ihren Beruf halten, für ihn zu leben! Der Wille der Monarchin beſtimmte ſie zur Gefährtin ſeiner Flucht, zu ſeiner Gattin! — Aber ſie empfand auch in der Wonne dieſer Hoffnungen tief das dunkle Grauſen in Olga's Schickſal, die mit der Krone Freiheit und Ehre verlor, und die es für eine Milderung ihres Schickſals halten ſollte, lebend in das Grab eines Kerkers hinab zu ſteigen. Sie mußte einräumen, daß die Monarchin nicht mehr für die Unglückliche zu thun vermochte, und ein neuer Beweis, wie ſchwer dem brechenden Herzen am Rande des Grabes die Strenge wurde, war die Vergün-

ſtigung für Amala, die Fürſtin ſehen und ſie mit dem Schickſal bekannt machen zu dürfen, das ihrer und des Grafen harrte. Tiefbewegt eilte ſie zu ihr; Olga's Muth war durch die Gefahr, die dem Geliebten drohete, gebrochen; ihr eigenes Leben galt ihr nichts, aber ihn ſterben zu wiſſen, war mehr, als ſie zu ertragen vermochte, und Amala war ihr ein himmliſcher Bote der Gnade und der Rettung. Das Geſtändniß ihrer Liebe flog über Olga's Lippen — ein dumpfer Schmerz betäubte Amala; das hatte ſie nicht zu hören erwartet, das hatte ihre fromme Seele nicht geahnet! — Großſinnig ergab ſich die Prinzeſſin in ihr eigenes Schickſal, deſſen Unabwendbarkeit ſie erkannte; ſie ſchrieb an die Monarchin, ihr zu danken, und als den letzten Wunſch noch die Bitte auszuſprechen, daß es Amala vergönnt werden möge, ſie bis zu ihrem künftigen Aufenthalte zu begleiten. Die Monarchin genehmigte dies Geſuch und es wurde beſtimmt, daß das Schiff, auf welches der Graf noch in dieſer Nacht gebracht werden ſollte, an den Küſten jener Felſeninſel kreuzen ſolle, um dort Amala einzunehmen, wenn ſie die Fürſtin bis an den Ort ihrer Beſtimmung begleitet habe.

Der Morgen begann ſchon zu dämmern, als Amala in den Kerker trat, um Leo's Feſſeln zu löſen. Ein Handbillet der Monarchin benachrichtigte ihn, daß er Amala's Flehen ſein Leben zu verdanken habe, und daß ſie dieſe ſeinem Schutz anvertraue, da ſie ſie nach ihrem Tode in ihren bisherigen Verhältniſſen nicht für geſichert halten könne, weil man ſie als Vertraute zu wichtiger Geheimniſſe kenne. Mit rührender, faſt mütterlicher Güte nahm ſie Abſchied von ihm, und legte Amala's Schickſal an ſein Herz, indem ſie es als gewiß vorausſetzte, daß er ihr ſeine Hand reichen werde. Tief erſchüttert ſah Leo den Ahnungstraum des Kindes ſich verwirklichen, und Amala als Befreierin in ſeinen Kerker treten. — Er konnte ſie jetzt ſein nennen — ſie war ihm nie ſo theuer geweſen als in dieſem Augenblick — doch nicht blos ſeine Neigung, auch die Ehre band ihn an die Fürſtin, und ſein unausſprechlicher Schmerz um ihr Schickſal drang Amala die Ueberzeugung auf, daß auch er dieſe liebe, wie er von ihr geliebt werde. — Ihr Entſchluß war gefaßt — ihn nur wollte ſie glücklich wiſſen und für die Schwärmerei ihrer Liebe und Treue gab es kein zu ſchweres Opfer. — Schweigend führte ſie

den Grafen aus dem Kerker und begleitete ihn bis an das Schiff. Ehe er es beſtieg, zog er ſie an ſein Herz und nannte ſie ſeinen frommen, geliebten Engel, und ſchwur ſie glücklich zu machen und ihr Liebe durch Liebe zu lohnen. — Still weinend vergönnte ſie es ſich, eine Minute an ſeinem Herzen zu ruhen. „Leb' wohl," rief ſie dann, ſich von ihm wendend, „Du ſollſt erfahren, daß ich zu lieben weiß!"

Jahre vergingen; Olga's Gemahl ſtarb und vor ſeinem Nachfolger erſchien der ehrwürdige, alte Kanzler, um ihm das Daſein der todt geglaubten Fürſtin Olga und ihre Gefangenſchaft in der fern gelegenen Felſenfeſte, als ein Staatsgeheimniß zu offenbaren, das ihm allein vielleicht nur noch unter allen Lebenden bekannt war, da Olga's Leichenbegängniß zur Zeit ihres vorgeblichen Todes öffentlich mit aller üblichen Feierlichkeit begangen worden war. Keiner der Bewohner des öden Eilandes wußte um den Aufenthalt der bei Nacht in die Feſtung gebrachten Gefangenen, deren wahrer Stand ſelbſt dem Befehlshaber derſelben ein Geheimniß war, wenn er gleich die Weiſung erhalten hatte, ihr ehr-

furchtsvoll zu begegnen, und die Fürſtin ſelbſt war durch einen furchtbaren Eid gebunden, nie ihren Namen und ihr Schickſal zu verrathen. Der neue Monarch glaubte ihr die Freiheit nicht zurück geben zu dürfen, allein er beauftragte den Kanzler, zu ihr zu eilen und ihr jede Erleichterung anzubieten, die ihr Schickſal zu mildern vermöge. Wie groß war aber das Erſtaunen des Kanzlers, als er in der Gefangenen ſtatt Olga Amala erkannte, die er, der Vertraute der verſtorbenen Monarchin, jenſeits des Meeres in Amerika lebend und mit dem Grafen verheirathet glaubte! — Amala hatte, wie ſchon erwähnt, die durch Olga von der Monarchin erbetene Erlaubniß erhalten, ihre Gebieterin bis zu dem Eiland zu begleiten, deſſen Felſenfeſte beſtimmt war, dieſer zum Grabe dunkler Vergeſſenheit zu werden; das Schiff, das dem Grafen und Amala zur Ueberfahrt nach Amerika dienen ſollte, lag bei jener Feſtung vor Anker, um die letztere aufzunehmen, und darauf gründete ſie den Plan, ſich für die Gefangene auszugeben. Er gelang, und während Olga in Leo's Armen dem Glück der Freiheit und der Liebe entgegen eilte, das ihr in dem fernen Welttheil erblühete, ſtieg die achtzehn-

jährige blühende Amala für ſie in den dunklen Kerker hinab, der ſich über ſie zum Grabe zu wölben beſtimmt war.

Jahre vergingen; Amala war in der einförmigen Einſamkeit ihres Gefängniſſes verblüht wie eine geknickte Lilie, da ſchlug ihre Erlöſungsſtunde. Tief ergriffen von der heiligen Treue, der ſie ſich zum Opfer gebracht hatte, eilte der Kanzler zu ſeinem Monarchen zurück, und dieſer, deſſen Herz allen frommen, ſchönen Regungen der Menſchlichkeit zugänglich war, ſchenkte ihr die Freiheit wieder. Doch ſprach er den Wunſch aus, daß ſie, abgeſchieden von der Welt, noch einige Jahre in ſtiller Einſamkeit verleben möge, bis die Begebenheiten, deren Theilnehmerin und Vertraute ſie geweſen war, im Strome der Zeit und ihres raſchen Wechſels verjährt ſeien.

Amala fühlte ſich, als ſie den Kerker verließ, durchaus und in jedem trüben Sinn des Wortes verwaiſet im Leben und in der Welt, und doch hatte ihr ihr Schickſal eine Furchtſamkeit eingeflößt,

die ihr die Hülfsbedürftigkeit eines Kindes gab. Der Kanzler, der im Begriffe ſtand, ſich, überhäuft von Beweiſen der Gnade und des Vertrauens ſeines Monarchen, auf ſeine in einer der entlegenſten Grenzprovinzen des Reichs gelegenen Güter zurückzuziehen, bot ihr ſeine Hand an, die ſie, eine Epheuranke ohne Schutz und Stab, dankbar annahm. Sie wurde dem edlen Greis eine ſorgſame, liebevolle Pflegerin und gehorſame, dankbare Tochter; allein ihre Seele hätte, um ſie wieder mit dem Leben zu befreunden, der Flammenläuterung einer Liebe bedurft, wie ſie ihre Verhältniſſe nicht zu erzeugen vermochten, da ſie mit allen Anſprüchen und Bedürfniſſen ihres Herzens auf Ergebung und Verläugnung angewieſen blieb. Die Einſamkeit ihres ländlichen Lebens bewahrte ſie indeſſen vor aller Zwietracht zwiſchen ihrer Neigung und ihrer Pflicht, und klaglos unterwarf ſie ſich dem Schickſal, vollends zu verblühen, ohne je der Liebe und dem Glück geblüht zu haben.

Nach einigen Jahren wurde Amala Witwe, und als ſie dem Monarchen den Tod ihres Gemahls meldete, forderte dieſer ſie in ſeiner Antwort zur Rückkehr in die Reſidenz auf. Sie ſehnte ſich in die Welt zurück, von der ihr nur jugendlich ſchöne Erinnerungen geblieben waren, und fühlte ſich bei ihrer Ankunft in der Reſidenz durch die Veränderung ihrer Verhältniſſe und ihrer bisherigen Umgebungen innerlich wunderbar verjüngt. Das gebildete Leben der großen, vornehmen Geſellſchaften, die Achtung, mit der man ihr entgegen kam, der herrſchende Modeton, ſich, wenigſtens dem Scheine nach, für Kunſt und Literatur zu intereſſiren, weckten in Amala manche eingeſchlummerte Seelenfähigkeit wieder auf, und die Jugendfriſche ihrer Anſichten, bei der Reife ihres Verſtandes und ihres Charakters, gab ihrer Unterhaltung einen eigenthümlichen Reiz. Allein bei der Vergeiſtigung des Lebens, der frommen Würdigung des Schickſals, der Unſchuld der Sitte und der zarten Innigkeit der Empfindung, die ihr ihr einſames Leben in jungfräulicher Schönheit erhalten hatte, mußte ſie bald in der großen Welt vermiſſen, was dieſe nun einmal nicht zu geben hat. Die

Ruhe, in deren Stille ſie bis jetzt, von ihrer Pflicht beſchirmt, freudenlos, aber friedlich gelebt hatte, vermochte ſie in ihren jetzigen Verhältniſſen, wo ſo Manches ſie anzog, ohne ſie zu feſſeln, nicht zu bewahren; ihr Herz ſehnte ſich nach Liebe, und ihr Alter machte dieſe Sehnſucht zur Thorheit. Sie war verſtändig genug, den Contraſt zwiſchen ihren Empfindungen und ihren Jahren einzuſehen; allein die Ueberzeugung, daß nur kalte, ſtrenge Vernunft ihre Führerin und Gebieterin für's Leben ſein durfte, machte ſie unglücklich. Sie fühlte die Nothwendigkeit der weichen Sehnſucht, der ſchwermuthsvollen Wehmuth zu entfliehen, die ſich ihrer in einſamen Stunden bemächtigte, und doch wurde ihr mit jedem Tage das geſellige Leben peinlicher, da ſie, trotz der äußerlichen ſichern Haltung, die ihr der Ernſt und der Gehalt ihres Charakters gab, doch unfähig war, ſich im Vollgefühl ihrer Seelenſtärke ſelbſt zu genügen, und jeden Zug, der bei den Menſchen, mit denen ſie lebte, Mangel an wahrer Empfindung, Entwürdigung der Liebe verrieth, ſchmerzlich und verletzend empfand. So ſehr ſie auch gegen ſich ſelbſt kämpfte, wurde ihre Sehnſucht nach einem Weſen,

dem ſie mit rückhaltloſem Vertrauen ihr Herz und ihr Daſein unbedingt hätte übergeben mögen, immer mächtiger und kummervoller, und ſie empfand in unendlicher Kränkung die Traurigkeit des Looſes, ſich unter vielen Menſchen lebend und umgeben von Bekannten, die ein Recht zu haben glauben, ſich unſere Freunde zu nennen, in tiefſter Seele einſam und verlaſſen zu fühlen. Die Liebe ſelbſt war ihr zu einem Traume geworden, weil das Andenken des Grafen ihr Herz und ihr Leben nicht mehr auszufüllen vermochte und mit dem Glauben an die Ewigkeit und Heiligkeit der Liebe verliert für ein Herz, wie ſie es im Buſen trug, das Leben ſeine Bedeutung und ſeinen Reiz.

Ernſt geſtimmt trat Amala eines Abends in eine Geſellſchaft, in der ſie das Geſpräch ungewöhnlich belebt fand. Es drehte ſich um die Ankunft des Grafen Marabelli, eines Fremden, der in der Reſidenz angekommen war, und denſelben Abend noch in der Geſellſchaft erwartet wurde.

Man erzählte ſich die wunderbarſten, abenteuerlichſten Sagen über ihn, und ſchilderte ihn als einen Menſchen, der, Allen furchtbar, als eine unheimliche Erſcheinung von Allen gemieden werden würde, wenn man ſich nicht eben aus Furcht genöthigt fühlte, ſich artig und duldſam gegen ihn zu beweiſen. Amala fühlte ſich, als Marabelli mitten in dieſem Geſpräch eintrat, ſonderbar von ſeinem Anblick ergriffen. Wie intereſſant dachte ſie, würde dies Geſicht ſein, wenn man nicht die Geſchichte eines wild bewegten Lebens darauf läſe, wenn die ſchönen, edlen Züge unentſtellt von Hohn und Bitterkeit wären, und dies düſtre Auge klar und friedvoll blickte! — Der Graf bemächtigte ſich gleich der Unterhaltung; Alles, was er ſprach, zeugte von einem das Leben und die Welt ſcharf und hell auffaſſenden Geiſt, der aber mit der Ironie, als dem Gegenſatz aller Begeiſterung, ein bis zur Frechheit keckes Spiel trieb, und ſich in ſchroffer Kühnheit erlaubte, Allen Alles zu ſagen; unverkennbar laſtete aber auf dieſer mächtigen Seele die finſtre Strenge innern Unfriedens und eines Grauſens, das, von jedem Reiz des Lebens feindlich ſich abwendend, nur im Bewußtſein der Kraft freiwillig alle Huld und

alle Schönheit deſſelben zu zertreten, ſich wohl ge=
fiel. Der größte Theil der Anweſenden ergötzte
ſich an dem kalten Wetterleuchten und dem ſprü=
henden Racketenfeuer ſeines nichts verſchonenden und
oft bis zur Bosheit ſich ſteigernden Witzes; Amala
dagegen empfand ein ſie ſchmerzlich betrübendes
Mitleid mit ihm; ſie hatte von der Natur ei=
nen wunderbaren Tiefblick der Empfindung für jede
fremde Gemüthsſtimmung erhalten, und konnte da=
her auch in dieſer Stunde nur fühlen, wie un=
glücklich man ſein müſſe, um ſo ſpotten zu kön=
nen. Marabelli erſchien ihr wie die von Neſſeln
und Unkraut umrankte Ruine eines Göttertempels,
deren zerſtörte Herrlichkeit die Seele des Wandrers
mit der ſchwermüthsvollen Trauer über die Ver=
gänglichkeit des Schönen hienieden füllt. Sie nahm
wenig Antheil an dem Geſpräch, aber ihr Auge
ruhte zuweilen auf ihm, wenn er ſprach, und als
ſein Blick einmal dem ihrigen begegnete, faßte die=
ſer ſie ſo ſcharf und forſchend, daß ſie erröthend
ihr Auge ſenkte und es nicht wieder zu erheben
wagte. Von dieſem Augenblicke an wandte Ma=
rabelli das Geſpräch vorzugsweiſe an ſie, und es
gelang ihm, ſie darein zu verflechten.

Als Amala am andern Morgen erwachte, war ihr, als habe ſich Alles um ſie her anders geſtaltet, und die bisherige öde Einförmigkeit ihres Lebens ſei von einem neuen erfriſchenden Reiz durchblüht. Sie fragte ſich ſelbſt, woher das Gefühl in ihr ſo lebendig ſei, dieſer Tag müſſe und werde ſich von allen andern Tagen unterſcheiden, allein ſie blieb ſich die Antwort ſchuldig. Freilich gedachte ſie des Grafen, doch dieſer hatte ſich ihr nicht beſonders vorſtellen laſſen, und noch weniger ſie um Erlaubniß gebeten, ſie beſuchen zu dürfen. Eigentlich konnte ſie gar nicht erwarten, ihn am heutigen Tage zu ſehen, und doch erröthete ſie nur vor Freude, nicht vor Ueberraſchung, als er ihr noch vor der gewöhnlichen Beſuchsſtunde des Vormittags gemeldet wurde. Er trat mit der Sicherheit eines alten Bekannten ein, und die ſorgloſe Ungezwungenheit, mit der er ſie unterhielt, als kenne er ſie ſeit Jahren, bannte auch bei ihr die Scheu des Fremdeſeins. Er blieb einige Stunden bei ihr, die Beiden ſchnell verflogen und als eine gleichgültige, ſich von ſelbſt verſtehende Sache erwähnte er, daß er am Abend wieder kommen werde. Amala blieb bewegt zu-

rück. Er, der in jedem würdigen Streben, in jedem Aufſchwung der Seele, in jeder Regung der Andacht und der Begeiſterung nur Trug und Schatten ſah, und das Geheimniß und die Deutung des Lebens in den ſchauerlichſten Myſterien des Unglaubens und der Verzweiflung gefunden zu haben glaubte, erſchien ihr nur unglücklich, nicht ſtrafbar, und ihre Phantaſie fand freien Spielraum, ſich ihn in dem für weibliche Herzen ſo gefährlichen Zauber tragiſcher Größe zu idealiſiren. Auch trug Marabelli unverkennbar das Gepräge eines außerordentlichen Menſchen, und man konnte ſich ihm gegenüber nicht des geheimnißvollen Eindruckes erwehren, den jede gewaltige Naturkraft auf uns macht. Am andern Morgen kam er noch früher, als am erſten Tage, blieb bis zur Tiſchzeit, kam am Nachmittag wieder, begleitete Amala in die Geſellſchaft, in die ſie ging, und das Alles wurde von ihm als ſo unbedeutend, ſo gleichgültig behandelt, daß ſie ſich geſchämt haben würde, es bedeutend zu finden und ihn errathen zu laſſen, daß dieſe täglichen Beſuche und ſeine auffallende Vernachläſſigung jedes andern Umgangs von ihren Bekannten für Anzeichen eines innigern,

ſich zwiſchen ihnen begründenden Verhältniſſes ge- halten wurden. Die entſetzliche Angſt, daß er es als eine eitle Thorheit verlachen werde, wenn ſie ſeinem Wohlgefallen an ihrem Umgang eine ern- ſtre, zärtliche Bedeutung unterlege, verſtrickte ſie in Selbſttäuſchung und ſie mühete ſich um den Schein einer Unbefangenheit, die bei ſeinem Benehmen ge- gen ſie und ihrer eignen Empfindung für ihn nicht in ihr ſein konnte. Auch wußte ſie ſeit ſeinem erſten Beſuch, daß er nur vierzehn Tage in der Reſidenz bleiben werde und ſeine Abreiſe mußte ja jedem Gerede von ſelbſt ein Ende machen und es widerlegen, warum ſollte ſie ſich nun die auf einen ſo kurzen Zeitraum zuſammengedrängte Freude davon verkümmern, daß er ſo gern bei ihr war, und daß ſie augenſcheinlich die Macht über ihn gewonnen hatte, ihn milder und heiterer zu ſtim- men, als er es im Anfange ihrer Bekanntſchaft war.

Der Tag ſeiner Abreiſe kam. Ihr that es ſehr weh, ihn wieder in eine öde, für ihn freu- denloſe Welt hinausziehen zu ſehen, in der, ſei- ner eignen Aeußerung nach, kein Menſch wohnte, deſſen Auge eine Thräne, deſſen Herz einen Seuf-

zer für ihn bewahrt hätte, allein Marabelli's Art und Weiſe machten es faſt unmöglich, ihm die Theilnahme zu äußern, die man für ihn empfand. Er ſprach es oft aus, daß er nicht geliebt ſein wolle, daß alle Menſchenfreundſchaft ihm ein Gräuel ſei, weil er zu gut wiſſe, daß die Beſſern ſich ſelbſt unwiſſentlich, die Andern wiſſentlich, etwas damit weiß machten, wenn ſie das hohle, erbärmliche, menſchliche Leben mit den ſchönen Wörtern: Treue, Liebe, Tugend, aufputzten, die Alle in ſich nichts mehr und nichts weniger als Lügen ſeien. Amala empfand tief, wie verletzend es für ein zartes Herz iſt, an Jemand Theil zu nehmen, der für die Macht der Liebe, für ihren Troſt und ihre Erhebung todt, dieſe verſchmäht; ſie verhehlte ihm daher auch die Betrübniß, die ſie bei dem Gedanken, ihn nie wiederzuſehen, empfand; aber es verletzte ſie, daß er am Abend des letzten Tages, den er bei ihr zubrachte, ungewöhnlich luſtig und ſogar nach ſeiner Weiſe ſcherzhaft war, und ihr zum Abſchied die Hand ſo leichthin küßte, als komme er morgen wieder. Nicht ein Wort hatte er ihr geſagt, an das ſie eine tröſtende Erinnerung, eine Hoffnung, daß er ihrer

eingedenk bleiben werde, knüpfen durfte. Fahre wohl, ſeufzte ſie leiſe, als die Thüre ſich hinter ihm ſchloß, fahre wohl, wilder, mächtiger Menſch, du wirſt meiner, aber ich nicht deiner vergeſſen! Freilich ſtürmſt du wie ein reißender Bergſtrom durch das Leben, und ſpülſt die Blumen deiner Ufer und dieſe ſelbſt mit dir fort — aber du eilſt doch auch dem Meere zu, in deſſen heiliger Stille einſt alle deine Wellen ſich ebnen werden. —

Alles um ſie blieb nach ſeiner Abreiſe unverändert, allein ſie empfand nun erſt ganz, wie reich er durch ſeine Gegenwart ihr Leben gemacht hatte. In einem Strahl der Liebe geſammelt, war ſie ſich erſt, als dieſer milde und wohlthuend in Marabelli's düſteres Gemüth fiel, des Reichthums des eignen Herzens wieder bewußt geworden. Nicht in ſeiner, nein in ihrer eignen Seele war ihr der Glaube an Liebe wieder erblüht; ſie rechnete nicht auf Glück, ſie hoffte, ſie wünſchte nichts, ſie liebte nur und war ſich wieder der Fähigkeit zu jedem Opfer, zu jeder edlen Geſinnung, jeder edlen That bewußt. Sie begriff auch, wie Marabelli's ungeheure Kraft ſich in ſich ſelbſt freuden- und thatenlos verzehren müſſe; weil ihr der Mittelpunkt

Einer Erkenntniß, Einer Liebe fehle — aber ſie fühlte auch, daß er des ſchönſten Glaubens und der ſchönſten Liebe werth ſei, und ſagte ſich tröſtend, alles Heilige ſei in ihm; nur habe er es nicht.

Die Einſamkeit war jetzt für Amala Bedürfniß geworden, und ſie verließ die Stadt, um ein Landhaus zu beziehen, das ſie in der Nähe derſelben gekauft hatte. Es war im Frühling; die ganze Gegend ein Blüthenhain, durchſungen von Nachtigallchören. Inniger denn je empfand Amala den Zauber der Natur und der Jahreszeit — Alles um ſie her ſo wunderſchön und ſie allein, ganz allein! Spät Abends irrte ſie noch wehmuthsvoll im Garten umher; der Mond trat aus dem leichten Silbergewölk hervor, das ſeinen Aufgang verſchleiert hatte; die Gegend verklärte ſich, als ſei es Freudenſchimmer, Wonneſchauer, was er auf ſie hingieße. — Amala hob mit unendlichem Schmerz ihre Hand empor zum Himmel, und ihr ganzes

vergangenes Leben drängte ſich in dem Gefühl zuſammen, daß er nie, nie eine Stunde des Glückes für ſie erleuchtet habe, daß ſie, mit dieſer Empfänglichkeit für jede reine Seligkeit des Daſeins ſterben werde, ohne je Glück gekannt, je Glück empfunden zu haben! —

Plötzlich trat aus einer Beugung des Ganges, in dem ſie wandelte, eine Geſtalt auf ſie zu, ſie erkannte Marabelli! Freudebebend mußte ſie ſich an einen Baum lehnen, um nicht zu ſinken. Er eilte auf ſie zu, küßte ihr die Hand und ſagte in einem Ton, der ſcherzhaft ſein ſollte, deſſen Unſicherheit aber ſeine Rührung verrieth: „Da haben Sie mich wieder. Sie ſind die geſcheidteſte und liebenswürdigſte Frau, die ich kenne; ich ſchwatze mit keinem Menſchen ſo gern, als mit Ihnen, und da ich hier ſo gut als ſonſt irgendwo meinen Lebensfaden abhaspeln und auf die Menſchen ſchimpfen kann, fiel es mir plötzlich ein, daß ich nichts Geſcheidteres thun könne, als zu Ihnen zurückzukehren.“ Vor dieſen Worten verſchloß ſich Amala's Herz; ſie erröthete vor dem Gedanken, daß er den Eindruck ſeiner Wiedererſcheinung auf ſie bemerkt haben könne, und beſtrebte ſich, ihrer Em-

pfindung Herr zu werden, und ihn ruhig willkommen zu heißen. Aber doch behielt im Laufe dieſes Abends ihre Unterhaltung einen eigenthümlichen, Amala ſtill beglückenden Zauber. Die Rührung, die Innigkeit ihrer beiderſeitigen Stimmung, die ihnen die Freude der Wiedervereinigung gab, brach unwillkürlich durch, und das Anziehende, das in der Nothwendigkeit ſich zu beobachten, die Bedeutung, die ſo reizend in einzelnen, wie verloren hingeworfenen Worten lag, gab der Unklarheit ihres Verhältniſſes einen Reiz, der für Amala's Herz den Zauber des Glückes hatte.

Die Natur legte in das Frauenherz Gefühle, deren Reichthum dies Erdenleben nicht zu erſchöpfen vermag, und die von den Männern ſelten gewürdigt und noch ſeltener rein aufgefaßt werden; zu dieſen gehört die Fähigkeit, ohne alle Hoffnungen auf Glück, ohne alle Anſprüche und Forderungen an das geliebte Weſen, nur um der Liebe willen zu lieben. Marabelli fühlte, was Amala ihm war und ahnete, was er ihr galt, doch ſie war ihm zu theuer, um ſie ſich gewinnen zu wollen, wie er allein noch ein Weib ſich zueignen zu können glaubte. Unter ſeinen Tritten loderte, wie

er wußte, der Vulcan, der früher oder ſpäter für jedes Weſen, das er an ſein Herz nahm, in Flammen hervordonnern und es unter ſeinem Lavaſtrom begraben werde. Dies Schickſal glaubte er Amala erſparen zu können; er war nicht großmüthig genug, ſie zu meiden; aber er umſtrickte ſein Bewußtſein mit ſelbſtgeſponnenen Täuſchungen und glaubte, ſie durch ſein bittres Verhöhnen der Liebe und aller ſanften Regungen des Gemüths gegen ihn, der ihr auch nie in Worten Liebe geſtand, nie ein Geſtändniß ihrer Liebe begehrte, ſchützen zu können. Er beachtete nicht, daß ein Herz, wie es in Amala's Buſen ſchlug, nie darauf ſinnt, ſich irgend einem Leiden um ſeiner Liebe willen entziehen zu wollen, ſondern ſich dieſem um der Süßigkeit des Bewußtſeins für Liebe und um Liebe zu leiden, gern hingibt und vom Schickſal nichts begehrt, als daß es ihm vergönnt werden möge, das dunkle Gramgewölk, welches das Leben des Geliebten überſchattet, durch den lichten Bogen unvergänglicher Treue erhellen zu dürfen. Amala war fähig, für den Geliebten ſich ſelbſt unbedingt zu verläugnen, da ſie ſogar die ſeltene Kraft beſaß, gegen ſeine oft herzloſe Bitterkeit, gegen ſeine Kälte, gegen

ſeine Rauheit, mild und treu und warm zu bleiben. Hätte Marabelli noch dem Glück des Seelenfriedens wiedergewonnen werden können, ſo hätte ſie ſeinen Lebenshaß und ſeine furchtbare, faſt teufliſche Menſchenverachtung beſiegt; allein er gehörte leider zu den Menſchen, die nur noch zerſtörend oder vergiftend auf das Herz einzuwirken vermögen, das ſich ihnen ergibt.

Je inniger Amala's Liebe für ihn wurde, je ſchmerzlicher empfand ſie den Eiſeshauch der Verneinung, den er über Alles verbreitete, was groß, was edel und ſchön genannt werden kann, und der ſie um ſo tödtender traf, da ſie der innigſten Begeiſterung für die Ideale der ſittlichen Welt zu ihrem Leben, wie der Luft zum Athemholen bedurfte. Marabelli dagegen verachtete die Menſchen und ſpottete trotzend der Vorſehung; Geiſt und Seele waren ihm nur Blüthen des materiellen Organismus, und die ſittliche Welt in ihren Idealen und Geſetzen ein Hirngeſpinſt eitler Träumer. Nie fühlte ſich Amala durch eine ſeiner Aeußerungen erhoben, gekräftigt oder getröſtet; Alles, was er ſagte, that wehe, es quälte und zerriß, und doch erwachte nie in ihr der Gedanke, ihn aufzugeben. Sie trauerte um ihn,

wie hienieden um nichts Vergängliches getrauert werden kann; allein ſie erkannte auch in immer feſtrer Treue und Hingebung, daß es eine hohe Kraft der Liebe war, die ſich in ihm als Haß und Zerſtörungswuth offenbarte.

Auf einzelne Minuten brach auch durch die Nacht, die auf ſeiner Seele lag, Amala's Liebe in ihrem edlen Ernſt und ihrer frommen Glaubensfreudigkeit, wie ein Mondſtrahl durch düſtres Gewittergewölk; aber gerade in dieſen mildern Stunden, wenn er ſie in der kindlichen Zutraulichkeit ihrer Seele zur Innigkeit aufgeſchmeichelt hatte, und ihr ganzes Herz nun Friede, Liebe und unſchuldsvolle Heiterkeit war, dann kam gewöhnlich ſein böſer Geiſt über ihn, und er ſchreckte ſie mit aller Furchtbarkeit ſeiner Verzweiflung und Verſtockung wieder auf aus ihrer Ruhe, und die Harmloſigkeit ihres Herzens und ihres Glaubens verhöhnend, riß er ſie auf den ſtürmiſchen Wellen ſeines Zweifels, ſeines Hohnes und ſeiner Vorwürfe hin, bis ſie in Thränen und banger Muthloſigkeit verſtummte, oder körperlich bis zur Ohnmacht erſchöpft, in geiſtiger, fieberhafter Anſpannung kraftlos zuſammenſank. Sah er ſie nun aber in ſolchem Zuſtande, dann wüthete er

gegen ſich ſelbſt, und klagte ſich vor ihr ſo furchtbar und ſchauerlich an, daß ſie, des eignen Schmerzes vergeſſend, ſich wiederfand in dem Beſtreben, ihn zu beſänftigen, und auf ſich zürnte, daß ſie ein ſolches Kind geweſen ſei, ſich durch ſeine Redensarten ſchrecken zu laſſen, und ihm durch ihre Angſt Aergerniß zu bereiten.

Amala glaubte ſich nicht von ihm geliebt, und war frei von jedem Anſpruch, es ſein zu wollen; aber daß ſie bei aller ihrer Liebe für ihn nichts, durchaus nichts für ihn zu thun vermochte, daß alle Kraft der Liebe in ihrem Herzen machtlos wurde an dem ſeinen, fühlte ſie als das ſchmerzlichſte Unglück, das ſie zu treffen vermochte. Wenn ſie oft nach einer ſchlafloſen, ohne Klagen ſtill im Gebet für ihn verweinten Nacht am Morgen aus kurzem Schlummer erwachte, nichts empfand, als die Sehnſucht, ihn wieder zu ſehen, dann wurde jeder Herzensſchlag in ihrer Bruſt zum Gelübde, ihm die Kränkung des Gedankens zu erſparen, daß er auf ihr Schickſal betrübend eingewirkt habe. Sie liebte ihn unendlich, unbeſchreiblich; ſie hätte, wie eine Blume nur ihm duften und von ihm gebrochen, an ſeinem Herzen welken mögen.

Die ununterbrochene Spannung, in der Amala lebte, griff aber ihre Lebenskraft an, und ſie begann ſichtlich hinzuwelken. Ein ſchleichendes Fieber zehrte ſie auf, und die erhöhete Reizbarkeit und Lebendigkeit, die es ihr gab, konnte Marabelli nicht täuſchen, er vermochte ſich nicht gegen die Gefahr zu verblinden, in der ſie ſchwebte und fühlte, daß ihm nur die Wahl bliebe, ſie zu verlaſſen, oder ſie langſam hinſterben zu ſehen. Er wählte das Erſtere; da er aber glaubte, ſie werde die Trennung von ihm leichter überwinden, wenn er ſie, ohne mündlich von ihr Abſchied zu nehmen, verlaſſe, ſo traf er alle Anſtalten zu ſeiner Einſchiffung, und beſchloß ihr ſchriftlich zu ſagen, warum er ſcheide. Vergeblich aber glaubte er ſeiner eignen Empfindung unbedingt Herr bleiben zu können. Wenn er auch Amala vielleicht nicht liebte, ſo fühlte er ſich doch von ihr verſtanden, wie er nie verſtanden worden war, und die von ihm tief empfundene Wahrheit ihrer Theilnahme an ihm, ihr Errathen ſeiner Individualität, ihre Fähigkeit, aus den Trümmern ſeines Weſens die urſprüngliche Geſtalt deſſelben zu erkennen, zogen ihn mächtig zu ihr hin. Er wollte ſie verlaſſen, aber nun ſollten auch nicht Länder,

nein Welttheile ihn von ihr trennen, und menſchen-
leere Wüſten wollte er durchſtreifen, wenn er ſie
nicht mehr ſehen konnte. Unwillkürlich aber verſchob
er ſeine Abreiſe von einer Woche zur andern; end-
lich aber war Alles dazu bereitet, er eilte zu Amala,
um ſie zum letzten Mal zu ſehen. Sie lag bleich,
aber heiter lächelnd auf dem Sopha, als er eintrat,
und kam ihm mit der Verſicherung entgegen, daß
ſie ſich heut ungewöhnlich wohl fühle, und ſich ſehr
auf ſeinen Beſuch gefreut habe. Erſchüttert ſetzte er
ſich neben ihr nieder, und der Gedanke durchzuckte
ihn, wie die Wolke ſchon ſo nahe über ihrem Haupte
ſchwebe, aus der, von ihr ungeahnet, der Blitz-
ſtrahl ſie treffen werde, wenn ſie am Morgen ſeine
Abreiſe erfahren werde. Furchtbar war der Kampf
in ſeiner Seele; er hätte ſich bis zur Vernichtung
verſenken mögen in ihrem Anſchaun, ihrem Lächeln
und dem Blick der Liebe, mit dem ihr Auge auf
ihm ruhete — plötzlich wurde ihm, als ſchieße eine
Schlange nach ſeinem Herzen, und umſchlinge es
drückend — der Arm, den er ausgeſtreckt hatte,
Amala's Hand zu faſſen, erſtarrte, das halb aus-
geſprochene Wort verſtummte — unbeweglich, wie
gläſern blieb ſein Auge auf ſie geheftet. — In ei-

ner Stunde vertraulicher Mittheilung hatte er einſt Amala'n entdeckt, daß er in den Erſchütterungen gewaltſamen Seelenkampfes zuweilen vom Starrkrampf ergriffen worden ſei; daß aber nur eine furchtbare Erſchütterung ihn bis zu dieſem Grade zu überwältigen vermöge, und er ſich auch gegen jede Rückkehr dieſes Anfalls geſichert glaube, weil die Kraft der Leidenſchaft in ihm ertödtet ſei, die allein dieſen herbeizuführen vermögen würde.

Amala's Angſt war unausſprechlich, doch nur für ihn beſorgt, kam ihr kein Gedanke, ihn zu verlaſſen, und noch viel weniger, ihn den Blicken eines Dritten in dieſem Zuſtande preis geben zu wollen, der den Anſchauer deſſelben, im Graus des Entſetzens bis an die Grenze des Wahnſinns zu führen vermag. Dies verſteinerte Leben, dies Abbild des Todes, ohne den verhüllenden Schleier des Schlafes und der Ruhe, iſt vielleicht das Furchtbarſte, was hienieden an einer geliebten Geſtalt erſchaut werden kann. Amala ſank unwillkürlich vor Marabelli nieder, und ohne zu ahnen, daß er in dieſem Erſtarren das Bewußtſein des eignen Zuſtandes, und die Fähigkeit zu ſehen und zu hören bewahre, rang ſich aus ihrem Herzen in Schmerzenslauten das Geſtändniß ih-

rer Liebe hervor. „O warum!“ rief ſie weinend, „kann ich nicht alle Deine Schmerzen zu meinen machen! warum Dich nicht mit meinen Thränen rein waſchen von jeder Erinnerung, die Deinen Frieden ſtört! warum nicht für Dich ſterben, wenn es Dich nicht zu beglücken vermag, daß ich nur für Dich lebe! Welches neue Schrecken iſt denn mit dieſer überwältigenden Macht in Dein Leben getreten? welches neue Entſetzen lauſcht hinter dem Graus dieſer Stunde? — O Vater im Himmel, kann ich die Schauder desſelben nicht für ihn mildern, ſo laß mich wenigſtens für ihn büßen — gib mir ſeine Thränen, gib mir ſeine Qual — Vater, gib mir ſeine Sünde, laß mich, o laß mich für ihn bluten und ſterben!“ —

Hier wand ſich ein Seufzerhauch aus Marabelli's Bruſt hervor. Amala ſprang auf, und ihn ſanft umfaſſend und ſein Haupt an ihre Bruſt lehnend, ſah ſie ihn langſam in das Leben zurückkehren. Todesmatt und doch innerlich gewaltſam bewegt, zog er ſie an ſein Herz, „weißt Du,“ fragte er dumpf, „daß ich Dich verlaſſe, daß das Schiff, auf dem ich Dir entfliehe, heut Abend noch die Anker lichtet?“ — „Grauſamer!“ rief Amala. — „Und kann ich Dich denn anders vor mir und dem Fluche

meines Schickſals ſchützen," rief er verzweifelnd aus, „bleibt mir eine andere Wahl, als Dich zu fliehen, oder Dich zu morden? Weißt Du, wen Du liebſt? weißt Du, welche Furien mich verfolgen?" — „Nein," ſagte Amala, „aber ich liebe Dich, und die Liebe iſt mächtiger als Haß und Fluch, ſie gibt mir die Kraft, mit dieſen um Dich zu ringen." — „Armes Kind!" rief er höhnend aus, „was ſollte aus Dir im Kampf mit dem Rieſen meines Schickſals werden? Glaube mir, es gibt für Dich keine Rettung, wenn ich länger in Deiner Nähe weile, und Dein Untergang laſtet dann wie ein neuer Fluch auf meiner ſchuldbeladenen Seele. Doch Du ſollſt, ehe ich ſcheide, erfahren, was ich noch nimmer zu erzählen vermochte — laß uns aber in's Freie gehen, mir iſt, als müßten mich die Wände dieſes Gemachs erdrücken."

Es war ein ſchwüler Sommerabend, kein Lüftchen rührte ſich, kein Vogel ſang, ſchwer ruhte in Weſten ein Gewitter, das ſeine ſchwarzen Wolkenberge immer drohender vor der ſinkenden Sonne aufthürmte und nicht Labung, ſondern Verderben zu verkünden ſchien. Amala folgte bebend dem Grafen, der ſelbſt noch bis zum Schwanken ermattet, ſie ſtumm zu einem Felſenſitz führte, welcher hoch auf

einer weit in's Meer hineingehenden Klippe gegründet, den Blick auf dieſes frei ließ.

„Mein Vater," hob Marabelli düſter an, „war ein ernſter und ſtrenger, aber durchaus rechtlicher Mann, meine Mutter ein Engel an Schönheit und Holdſeligkeit; ich wurde als das einzige Kind von Beiden geliebt, aber die Natur hatte in mein Gemüth Diſſonanzen gelegt, die Beide nicht verſtanden, und daher auch nicht aufzulöſen und mich in den ſtürmiſchen Ausbrüchen ungeſtüm lodernden Jugendfeuers zu zügeln vermochten. Der Vater, im Unfrieden mit ſeiner Zeit und der Mitwelt, ſah in der Keckheit meines Geiſtes und in meinem Eigenſinn nur eine Aeußerung des revolutionairen Princips, das er in jenen Beiden als vorherrſchend haßte, und hielt Zwang und Strenge für die zweckmäßigſten Zuchtmittel, mich kirre zu machen; mich aber empörten und verhärteten ſie; ſie entfremdeten mich dem väterlichen Herzen, und im ſtummen, aber bittern Unmuth ſtand ich trotzig dem Vater gegenüber; mit unendlicher Leidenſchaft hing ich dagegen der Mutter an; ſie war die Einzige, die ſich gegen mich Unbändigen freundlich und liebevoll erwies; ich bedurfte aber Liebe, mein innerſtes Weſen war Gluth der Liebe,

ſo wurde ſie der einzige Abgott meiner Seele. Mein Vater verbannte mich endlich aus ſeinem Hauſe; ich legte mir das Gelübde ab, ſeine Achtung erzwingen zu wollen, und geſpornt von dieſem Eifer, gelockt vom Durſt nach Ruhm, gekräftigt durch geiſtige und körperliche Lebensfülle, weihete ich mich der Erlernung der Wiſſenſchaften. Vielfach und allergreifend arbeitete mein Geiſt auf Univerſitäten und Reiſen faſt ein Jahrzehend fort, und es gelang mir, ein Menge gelehrter Kenntniſſe einzuſammeln; allein im Verlauf dieſer Zeit ſtarb ich auch dem friſchen, geſunden Gefühl, das der Jugend eigen iſt, ab: die Liebe zur Kunſt und Wiſſenſchaft war mit der Freude am Leben in mir verglüht; ich fühlte mich überſättigt, ohne je befriedigt worden zu ſein, und ein mir angeborner Abſcheu vor der Nichtigkeit des Lebens und der Armſeligkeit alles menſchlichen Thuns fing an, wie ein ſchleichendes Gift das Mark meines Daſeins zu verzehren. Mir war, je tiefer ich mich in das ſtürzte, was die Menſchen Lebensluſt nennen, und je mehr ich mich in ihre Geſchäftigkeit verflechten ließ, als ſei ich von Nachtwandlern umgeben, und mit immer entſetzlicher werdendem Schauder faßte mich der Gedanke, daß ich ihnen gleich ſei, und daß

es für mich wie für Alle ein weckendes Wort gebe, vor dem die ganze Lüge des Lebens in ein hohles Nichts zuſammen fallen müſſe, wenn es ausgeſprochen werde. Dieſe innerliche Angſt, dieſe finſtere, hoffnungsloſe Qual machte mir jedes ruhige bürgerliche Verhältniß zum dumpfen Lebenskerker; ich zog in den Krieg und kämpfte als Freiwilliger im ruſſiſchen Heer einen Feldzug gegen die Türken mit. Das achtloſe Einſetzen des Lebens, das mein neuer Stand von mir forderte, that mir wohl; die kräftige Beweglichkeit des Krieges zerſtreute mich, aber retten konnte es mich nicht vor der immer heller in mir werdenden Erkenntniß, daß Alles, was edel und gut genannt zu werden verdient, von dem Schickſal, das über die Menſchen waltet, zum Untergang beſtimmt iſt, und eigentlich nur das Laſter im Menſchenherzen und im Menſchenleben gedeiht und die Verzweifelung ſolcher Erkenntniß machte mich immer wilder und verworrener. Da fiel ein lichter Strahl in mein Leben! — ich hatte noch nie wahrhaft geliebt, ich ſah Pauline, die Gattin eines polniſchen Fürſten, und alle Angſt meines bisherigen Lebens ſchien wie ein böſer Traum von mir weichen zu wollen. Einer meiner Cameraden, dem ich einſt das Leben mit Ge-

fahr des eigenen gerettet hatte, der mir durch Alles, was Menſchen heilig nennen, zur Treue im Leben und im Tode verbrüdert war, war mein Vertrauter, und dann, von Paulinens Gatten durch Geld erkauft, mein Verräther. Flucht blieb nun unſer einziges Rettungsmittel; ſie gelang, nachdem ich an dem Elenden blutige Rache genommen hatte, allein jetzt im Beſitz eines von mir angebeteten Weibes, faßte mich die Nemeſis: zu wild hatte ich das Leben durchſtürmt, zu unbändig alles Maß überſchritten, als daß ich die Fähigkeit hätte bewahren können, ein zartes, gefühlvolles Weib zu beglücken. Ich riß Pauline in den verheerenden Strom meiner Leidenſchaft hinein — ſie ging darin unter und beſiegelte mit ihrem Tode den Bund unſerer Herzen. Taub habe ich mich gehorcht an ihrem letzten Seufzer, mich dumpf und ſtumpf gedacht an dem Gedanken, daß dies liebeſtrahlende Auge ſich auf ewig geſchloſſen habe, daß ſie ein Raub der Verweſung, den Elementen zurückgegeben war, die den Stoff zu ihrer Erſcheinung gegeben hatten; allein die Zeit, die allmächtige, bändigte endlich auch in mir die Wuth meines Schmerzes. Ich durchſtreifte ferne Welttheile, um mir Vergeſſenheit zu erjagen; da traf mich, als

ich in Amerika war, die Nachricht von dem Tode meines Vaters. Ich hatte ihn mehr und mehr achten und erkennen gelernt, und empfand tief den Schmerz, daß er unverſöhnt und unzufrieden mit mir in's Grab geſunken war. Mächtig zog es mich nach Europa, zu der Mutter zurück, die immer das Ideal meines Herzens, meine heiligſte und tiefſte Liebe geblieben war. Ein Jahr nach dem Tode meines Vaters kam ich auf unſerm Stammſchloß an, das meine Mutter noch bewohnte, und fand ſie mit einem Menſchen verheirathet, den ich früher als den Diener meines Vaters gekannt, und ſtets wegen ſeines feilen, unwürdigen Charakters verachtet hatte. Ihr Gefühl bei meinem Anblick war auch Schrecken und nicht Freude; vergeblich beſtrebte ich mich, meiner Empörung Herr zu werden, es war mir unmöglich, ihr dieſe Verbindung zu verzeihen; ich durfte nicht haſſen, nicht ſtrafen, konnte nicht achten, mußte aber noch lieben, mit unſäglicher Qual die gefallene entadelte Mutter lieben. Unſer Zuſammenſein war peinlich; meine Nähe ſchien ſie wie ein Verbrechen zu drücken; ich glaubte, ſie ſchäme ſich vor dem Sohne ihrer Erniedrigung, und um ſie zu ſchonen, entfernte ich mich, ſobald meine Geſchäfte nur eini-

germaßen geordnet waren, und ſtreifte zwecklos im Vaterlande umher. Auf einer dieſer Wanderungen traf ich ſpät Abends im Gaſthof eines kleinen Städtchens ein; ich trat in das Gaſtzimmer, wo mehrere Männer um eine Punſchbowle verſammelt ſaßen, deren Geſpräch meine Aufmerkſamkeit erregte; es betraf vaterländiſche Angelegenheiten, und bald hörte ich den Namen meines verſtorbenen Vaters nennen, der für das Land viel gethan, viel Gutes gewirkt hatte, und deſſen Andenken von den Bewohnern deſſelben in Ehren und Segen gehalten wurde. „Und ein ſolcher Mann!“ rief einer der Anweſenden, „mußte das Opfer einer hölliſchen Büberei werden, ſein edles Leben durch Meuchelmord verkürzt werden, ohne daß er einen Ankläger und Rächer findet!“ — Das Entſetzen der Hölle ſchlich ſich, als ich dieſe Worte hörte, todeskalt durch meine Adern. Alle bisherigen unheimlichen Ahnungen meines Herzens wurden mir klar. Die Einſamkeit, in der meine Mutter, geſchieden von allen ihren ehemaligen Bekannten und Freunden, lebte, ihr Erbleichen bei meinem Anblick, ihre Furcht vor jeder einſamen Unterhaltung mit mir, ihr Ausweichen, wenn ich nach Kunde von den letzten Lebenstagen meines Vaters forſchte — Alles

wurde mir klar! Ich hörte nun im Fortgang des Geſprächs, wie im Publicum kein Zweifel darüber Statt finde, daß das Leben meines Vaters gewaltſam durch die Hand des jetzigen Gatten meiner Mutter verkürzt worden ſei. Ueberführt von ihrer Treuloſigkeit ſtand er im Begriff, ſich von ihr zu trennen, als er plötzlich auf eine Weiſe ſtarb, die den Verdacht eines unnatürlichen Todes weckte. Doch der Reichthum meiner Mutter, ihr Stand, ihre nahe Verwandtſchaft mit dem regierenden fürſtlichen Hauſe hatten ſie gegen jede gerichtliche Unterſuchung geſchützt, wenn ſie gleich in der öffentlichen Meinung durch das Schandmal der Theilnahme an dem Verbrechen gebrandmarkt war."

„Laß mich von den Stunden ſchweigen, die für mich dieſer Entdeckung folgten und von denen ich noch nicht faſſe, wie ſie mich nicht, durch die furchtbare Gewalt ihrer Schrecken, wahnſinnig gemacht haben. Ich flog nach dem Schloß meines Vaters zurück; unerwartet trat ich vor das verbrecheriſche Paar; mit Rieſenkraft warf ich den Mörder zu den Füßen meiner Mutter nieder und erpreßte von ihm das Geſtändniß ſeines Frevels — ſie lag zu meinen Füßen, flehend um ſein Leben, um Gnade und Er-

barmen für ſie und ihn — ich ſah den Schatten des Ermordeten, fühlte nur, Blutrache ſei dem Sohne Pflicht, der gegen den Gemahl der Mutter das Geſetz nicht aufrufen durfte, ohne auch dieſe dem Henkerſchwert zu überliefern — ſie ſah das Piſtol in meiner Hand, warf ſich der Mündung entgegen, und die Kugel, die ihm das Gehirn zerſchmettern ſollte, fuhr in ihre Bruſt. Ihr letztes Wort war Fluch über mich.“ —

Todtenbleich lehnte ſich Marabelli hier zurück; der Abend war während ſeiner Erzählung niedergeſunken, der ganze Himmel ſchwarz bezogen, loderte nur auf Secunden in ſich kreuzenden Blitzen auf — dumpf rollte der noch ferne Donner, der Sturm fuhr heulend durch die Wipfel der Bäume, und die empörten Meereswellen ſchlugen tobend an die Klippen des Ufers. Amala umfaßte ſchweigend ihren unglücklichen Freund. „Ein Schickſal, wie das meinige,“ fuhr er nach langem Schweigen fort, „iſt nicht zu verſöhnen, und Frevel wäre es, die Kette nicht zu löſen, die Dich, den Engel, an den Gefallenen und Verfluchten, an den Muttermörder bindet?“

„Nein,“ unterbrach ſie ihn, „mich ſcheidet nichts von Dir — ich habe Muth, mit der Hölle

ſelbſt um Dich zu kämpfen, Dein Schickſal zu theilen, welches es auch ſei. Willſt Du in menſchenleeren Wüſten leben, ſo ſind mir die Eisſteppen Sibiriens, der glühende Sand Afrika's gleich willkommen — ich will nichts als Dich lieben, mit Dir trauern und mit Dir untergehn, wenn ich Dich nicht retten kann. Aber glaube mir, es gibt Einen Troſt, dem Deine Seele nicht ewig verſchloſſen bleiben wird — der Strahl des göttlichen Erbarmens wird Dich treffen, der Thau der göttlichen Gnade Dich erquicken — wenn meine Liebe, die Liebe des endlichen Herzens, ſchon ſtärker iſt, als Dein Schickſal, o Geliebter, wie könnte dann die ewige Liebe ſich Dir unbezeugt laſſen? wie dürfte eine Seele wie die Deinige ihr verloren gehen? — Im Namen des Gottes des Friedens verheiße ich Dir Frieden, und daß Du nicht von hinnen ſcheiden wirſt, ohne die verſöhnende Wunderkraft des Glaubens und der Gnade empfunden zu haben!“

Sie war aufgeſtanden, und die eine Hand auf Marabelli's Schulter legend, hob ſie die andere betheuernd gen Himmel — er blickte zu ihr auf — heiliger Ernſt und erhabene Begeiſterung ſtrahlten aus ihren Blicken, ſeine Augen füllten ſich mit Thrä-

nen! — er ſank vor ihr nieder, und ihre Hände an ſeine Augen drückend, flüſterte er leiſe: „Amala, ich kann wieder weinen!“

„Und mit dieſem Segen,“ fuhr er fort, „entlaß mich, Du Heilige — mein Herz bringe ich Dir zurück, ſobald es den Frieden gewonnen hat, den Du ihm verheißeſt.“

Als Amala im Morgenroth wieder auf der Klippe ſtand, flog das Schiff, das ihn trug, ſchon am fernen Horizont dahin, und ihre Thränen folgten ihm nach.

Zwei Jahre nach Marabelli's Abreiſe erhielt Amala von einem aus Indien kommenden Schiffer eine goldene Kapſel und folgenden Brief:

„In der Stunde, wo ich Dich verließ, gelobte ich, Dir mein Herz zurück zu bringen, wenn es den Frieden gefunden habe, den Dein Gebet für mich erflehete, und wenn Du dieſes Blatt erbrichſt, iſt es nun in Deinen Händen; es hat Ruhe gefunden und ſchlägt nicht mehr. Erſchrick nicht vor dieſen Worten, freue Dich, daß mein Friedensengel zugleich mein Todes-

engel war. Liebe! ich könnte Dir viel ſagen von dem, was ich tief innerlich erlebt habe ſeit dieſer Trennung: allein die Minuten ſind mir nur noch ſparſam zugetheilt; denke Dir mich wie einen Elenden, der ſich nach hoffnungsloſem Herumirren doch endlich ein Eiland der Ruhe erkämpft hat, aber ein menſchenleeres. Das Meer bricht ſich tobend an ſeinen Küſten, der Sturm durchheult es und kalte Schauder durchſchütteln den Einſamen, dem es zur Ruheſtätte geworden iſt — und ferne, ferne tief unten am Horizont, ihm unerreichbar und doch ſeiner Sehnſucht ſo nahe, dämmert das Land, wo ſeine Palmen grünen, und tröſtend kommt in ſeinen Träumen ein Engel zu ihm und geleitet ihn hinüber, und er kann wieder dieſen Engel lieben und vor ihm weinen."

„Tief möchte ich es in Deine Seele drücken, was Du mir geworden biſt. Keins Deiner Worte, keiner Deiner ſonſt traurenden und doch ſo unendlich liebevollen, innig ſegnenden Blicke iſt mir verloren gegangen, ich trage ſie noch alle im Herzen und vertraue ſterbend dem Urquell, aus dem die Liebe in Deine Seele ſich

ergoß. Ja, Du haſt mich geliebt; nicht mit jener Liebe, wie ſie auf Erden wohl zuweilen in heißer Gluth Herzen mit einander zu unendlicher Wonne, zu unendlicher Qual verbindet, ſondern heilig, wie Engel ihre Schützlinge lieben, haſt Du mich geliebt, und die Macht Deiner Liebe hat die Hölle zu beſiegen vermocht, der ich zur Beute verfallen war. So ohne alle Selbſtſucht, ſo im Schmerz ſelig lächelnd, ſo tief, ſo heilig, nur um der Liebe willen, kann kein Weſen lieben, das der Vergänglichkeit zum Raub beſtimmt iſt. Du haſt mich geliebt, wie der Verſöhner die Menſchen — wie er für Alle, ſo wärſt auch Du für mich geſtorben — wie er die Sünder, ſo haſt Du mich geliebt."

„Und auch gerettet. Mein brechendes Auge hebt ſich zu Gott empor — ich glaube, liebe und vertraue."

„Der Friede meines Todes bleibe der Segen Deines Lebens! Leb' wohl für dieſe Erdennacht — der Morgen tagt — leb' wohl!"

Oft hatte Amala's Herz in den Stunden ſchmerzlicher Trauer um Marabelli ihrem Geiſt eine Frage über die Räthſel des Verhängniſſes vorgelegt, auf die er ihr verſtummend die Antwort ſchuldig blieb; allein aus dem Heiligthume ihres Gemüths rang ſich in eigener Kraft der Glaube hervor, in deſſen Klarheit ſich alle Dunkelheiten unſerer Erdenſchickſale löſen. Ihre Liebe zu Marabelli wurde für ſie, was jede wahre Herzensliebe ſtets wird, eine Offenbarung der göttlichen Liebe, die ihr das Leben frei und den Tod ſchön machte. Sie erkannte, daß nicht das Glück des Beſitzes, ſondern die Liebe ſelbſt das höchſte Gut iſt, was hienieden erſtrebt werden kann. Der ſchönſte Inhalt unſers geiſtigen Lebens iſt auf Erden ſelten mehr als Traum und Ahnung, deren wir uns aber erfreuen ſollen, im Vorgefühl der ewigen Erfüllung deſſen, was die Sehnſucht unſers Geiſtes und unſers Herzens uns verheißt. Marabelli's Tod heiligte und reinigte Amala's Herz — ihr Leben blieb dem Frieden geweiht, den wir gewinnen, wenn uns die Verwirrung des Lebens losläßt, und Alles das mild beſänftigend als höhere Fügung vor uns tritt, was uns als Zufall und Willkür tief verletzte. Dieſer Friede blieb das Glück und der Lohn ihres Herzens, und gewährte ihr Troſt für das, was für ſie im Leben untergegangen war, um für ſie zur himmliſchen Hoffnung zu werden.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tarnow, Fanny,

Auswahl aus Fanny Tarnow's Schriften

Bd.: 2

Leipzig 1830

P.o.germ. 1441 l-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10312349-8